

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Das Blut der Medusa

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Das Blut der Medusa

John Sinclair Taschenbuch Nr. 83

von Jason Dark

erschienen am 09.02.1988

Titelbild von M. & S. Gerber

Bastei Verlag

Das Blut der Medusa

Noch immer hält sich die Mär von der Schlangenfrau Medusa, die von Perseus getötet worden ist. In Griechenland lernte ich die Medusen kennen, eine Gruppe von Frauen, die mich auf die Insel der Toten holte, wo Männer zu Stein erstarrt waren. Auch mir blühte dieses Schicksal. Es gab nur einen Ausweg. Ich mußte in die Unterwelt und gegen Medusa kämpfen...

{c}Vorwort{/c}

Medusa - eine Frauengestalt aus der griechischen Sage - ist eine betörende Schönheit. Ihr Name steht aber auch für Tod, Schrecken und Grauen. - Medusa ist das Symbol für den Zwiespalt. Ihre Haare sind widerliche Schlangen, und jeder, dem sie in die Augen blickt, versteinert auf der Stelle.

Erst dem Gott Perseus gelingt es, die Schreckensherrschaft der Medusa zu beenden. Er köpft sie und überreicht ihren Schädel der Göttin Pallas Athene...

»Es wird a Wein sein - und wir werden nimmer sein...« Die Stimme des Sängers tönte schmalzig aus den beiden Radio-Lautsprechern und drang in die Ohren des Nachtwächters Fritz Hoppitzan, der vor zwei Stunden seinen Dienst im Künstlerhaus angetreten hatte.

»Schmäh!« grantelte er. »Ich kann ihn nicht mehr hören.« Er stellte den Apparat nicht ab, nur leiser, und die Stimme war so gut wie nicht mehr zu hören.

Wein, Weib und Tod. Ein bißchen Lebenslust, ein bißchen morbide, ein wenig Leichengeruch, mit dem Tod kokettieren, das war es, was die Wiener noch immer liebten. Da konnte noch so viel Zeit vergehen, da konnten die Menschen modern werden und dem neuesten Trend nachlaufen, etwas blieb immer im Hinterkopf.

Das Warten auf den Sensenmann...

Auch Fritz Hoppitzan, dessen Eltern einst aus Ungarn eingewandert waren, dachte daran. Aber er wollte nicht so recht. Trotz seiner 65 Jahre hatte er vor, dem Knöchernen noch einige Schnippchen zu schlagen. Und deshalb mochte er auch die rührseligen und melancholisch klingenden Lieder nicht, in denen so oft vom Sterben, vom Tod, vom Ende gesungen wurde. Da bekam man fast schon Sehnsucht nach dem Zentralfriedhof, der auch nicht mehr das war wie früher, als noch die Leichentram fuhr und die Toten zur letzten

Ruhestätte schaffte. Hoppitzan saß in seinem kleinen Büro und stierte auf die Schreibtischplatte. Er dachte an seine Tochter Anni, die sich vor zwei Wochen hatte scheiden lassen. Jetzt hockte die Dreißigjährige zu Hause herum und redete nicht nur den Tag über mit ihrer Mutter, auch noch die halbe Nacht. Da war der gute Fritz schon froh, den Posten als Nachtwächter angenommen zu haben.

Er stellte das Radio wieder lauter.

Und der Sänger schnulzte noch immer. Er wiederholte den Text viel zu oft.

»Scheiße!« schrie Fritz in seinem breiten Dialekt. »Jetzt habe ich genug.« Mit einer wütenden Bewegung stellte er den Kasten aus und war froh, daß endlich Ruhe einkehrte.

»Sterben!« sinnierte er vor sich hin und sagte dann halblaut: »ist auch nicht das Wahre.« Dann lachte er völlig unmotiviert. Seine Schultern zuckten dabei, denn er dachte daran, daß die Bilder, die hinter ihm in den Hallen hingen, viel mit dem Tod, dem langsamen Sterben der Menschen und einer unheimlichen Mystik zu tun hatten. Wer die Bilder betrachtete und schwache Nerven besaß, konnte schon mehr als einen Schauer bekommen.

Hoppitzan überlegte, ob er sitzenbleiben oder seine Runde drehen sollte. Er beschloß, noch einmal durch die Hallen zu gehen, in denen nur die Notbeleuchtung brannte. Wenn ein Bild von ihrem diffusen Lichtschein getroffen wurde, wirkte es oft noch unheimlicher und manchmal sogar angsteinflößend.

Ächzend stand er auf. Die Knochen wollten nicht mehr so, wie er es gern gehabt hätte. Fritz schob es auf das Wetter, das auch nicht mehr so war wie früher.

In dieser komischen Zeit ging der Frühling direkt über in den Herbst, der sehr schnell von einem langen Winter abgelöst wurde. In diesem Jahr war die Wiener Innenstadt im März tatsächlich noch vereist gewesen, und manch ein vornehmes Pärchen hatte sich

langgelegt, ohne es eigentlich zu wollen. »Es wird a Wein sein...«

Er hätte sich fast auf den Mund geschlagen und schalt sich einen Narren, weil er das Lied nachsang, das er gerade im Radio gehört hatte. Es ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Komischerweise dachte er auch immer stärker an den Tod und an sein eigenes Ende. Wann würde man ihn holen?

Er ging in die erste Halle, wo auf dem Parkettboden noch Teppiche mit interessanten Motiven lagen. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, stets am Rand der Teppiche herzugehen.

Den Wert der Gemälde, die aus der Zeit des Manierismus stammten, konnte er nicht einmal schätzen. Solche Summen waren für ihn unvorstellbar. Schön waren die meisten Bilder ja. Vor allen Dingen noch bunt. Man konnte auch erkennen, was sie darstellten. Besonders ein Bild faszinierte die Menschen. Es besaß einen Titel, der nicht so leicht zu vergessen war.

{c}DAS SCHRECKENSHAUPT{/c}

Das Bild zeigte eine Medusa. Nur einen Kopf, ein Gesicht, das wunderschön war, allerdings weniger die Haare, denn die bestanden aus Schlangen, wie es sich für eine Medusa nun einmal gehörte. Der Künstler hatte sie herrlich naturalistisch gemalt. Wenn das Licht in einem bestimmten Winkel auf das Bild fiel, konnte der Betrachter den Eindruck bekommen, als würden die Schlangen leben und sich dabei bewegen. Aber sie waren nur gemalt, wie die anderen Bilder auch. Sie zeigten fast nur Szenen aus der Antike. Da war Circe zu sehen oder Flora, die Göttin der Blumen. Aber auch handfeste Erotik hatten die alten Meister zu zeichnen gewußt. Mein lieber Schwan, da wurde es sogar einem alten Nachtwächter noch leicht blümerant.

Seine Schritte waren lautlos, weil er sich auf dem Teppich bewegte. Allein dieser Tatsache konnte Fritz Hoppitzan es verdanken, daß er dieses komische Geräusch hörte.

Zuerst glaubte er an eine Täuschung, an ein Ohrensausen vielleicht.

Mit den Ohren hatte er nämlich zu tun. Sicherheitshalber war er nicht mehr weitergegangen, konzentrierte sich und wartete darauf, daß sich das Geräusch wiederholte.

Das geschah tatsächlich.

Wieder dieses leise Zischen.

»Ein Gashahn!« flüsterte er. »Verdammt, da muß ein Gashahn nicht geschlossen sein. Diese Idioten...«

Der Idiot war er selbst. Nach kurzem Nachdenken kam er zu dem Entschluß, daß keine Gashähne vorhanden waren, die hätten geöffnet werden können. Also hatte das Geräusch eine andere Bedeutung. Aber welche?

Er überlegte, horchte und stellte fest, daß es aus dem zweiten Raum gedrungen war, wo auch dieses unheimliche Medusenbild hing. Er mußte nachsehen.

Nicht, weil er so pflichtbewußt war — die paar Schillinge, die er für diesen Job bekam, ließen ihn die Pflicht vergessen — , nein, es gehörte eine große Portion Neugierde zu seinen Eigenschaften, und dazu stand Fritz Hoppitzan auch.

Er zählte zu den Menschen, die schon mit dreißig graues Haar bekommen hatten. Jetzt — noch einmal so alt — war dieses Haar nicht mehr grau, sondern schneeweiß. Er hätte es längst wieder schneiden lassen sollen, doch die Nachbarin, die dies immer tat, war seit drei Wochen in Urlaub, und so wuchs die weiße Wolle am Hinterkopf über den Rand der Mütze hinweg in den Nacken.

Es gab nur Durchgänge und keine Türen, die hätten verschlossen werden können. Auch die Teppiche setzten sich fort, und so betrat der Nachtwächter den Nachbarraum ebenso leise, wie er zuvor gegangen war — und hörte wieder das Zischen.

Diesmal lauter, näher...

Er rührte sich nicht. Sehr bedächtig drehte er den Kopf nach links. Wenn ihn nicht alles täuschte, war das Geräusch aus dieser Richtung

gekommen.

Aber dort befand sich nur die Wand mit den Bildern, natürlich unterbrochen von den hohen Fenstern.

Er ging hin.

Allmählich kristallisierten sich die Gemälde vor seinen Augen. Sie tauchten aus dem Licht der Notbeleuchtung hervor wie spukhafte Gestalten. Ihre Farben, so alt sie auch sein mochten, zeigten noch immer eine gewisse Leuchtkraft, vor allem die, mit denen das Bild der Medusa gemalt worden war.

Ein wunderbares Antlitz, das etwas Edles an sich hatte. Ein Gesicht, das zu einer Königin gehören mußte. Eine herrliche Frau. Hätte sie gelebt, Himmel, er wäre hin-und hergerissen gewesen. Das fand man heute nicht mehr. Das Zischen blieb.

Es unterbrach seine Gedanken, was Fritz Hoppitzan wiederum als sehr ärgerlich ansah. Er wollte sich nicht stören lassen. Zu seiner Ausrüstung gehörte natürlich eine Taschenlampe. Da er eine Uniform trug und diese auch ein Koppel besaß, hatte er die Taschenlampe an das Koppel gehängt. Jetzt löste er sie.

Der Lichtstrahl war einfach zu grell für dieses weiche Licht. So etwas tat direkt weh.

Hoppitzan hielt die Hand so, daß der Kegel ein Ziel treffen konnte. Es war das Medusenbild.

Eine Göttin mit dem Gesicht eines Engels. So wunderbar glatt die Haut, so herrlich die Augen. Pupillen, die sich nicht bewegten und trotzdem lebten. Der sinnlich geschwungene Mund, darüber die kleine, gerade Nase, die perfekten Bögen der Brauen, die samtene Stirn und im harten Kontrast dazu — die widerlichen Schlangen.

Schlangen als Haare!

So etwas war schlimm und furchtbar. Zudem mochte Hoppitzan keine Schlangen. Es gab wenige Tiere, vor denen er sich fürchtete oder ekelte, aber Schlangen standen an der Spitze. Als Kind schon

hatte er sie widerlich gefunden.

Er war mit den anderen Spielkameraden nie mitgegangen, wenn diese loszogen, um nach Schlangen zu suchen. Im Wienerwald gab es genug. Später hatte er seine Frau manchmal als Schlange bezeichnet, aber darüber lachte er heute. So sehr er die Schlangen ablehnte, so stark faszinierte ihn das Bild. Fritz mußte zugeben, daß es hervorragend gemalt worden war. Der Künstler, der so etwas schaffte, gehörte zur absoluten Spitze. Heutzutage brachte das kaum noch einer fertig. Die meisten Bilder der modernen Kunst waren irgendwie tot, leer, wenn er sich die Motive anschaute, aber bei diesem Gemälde hatte er das Gefühl, als würde nicht nur das Gesicht, sondern auch die Schlangen leben.

Leben war eigentlich falsch. Die Schlangen hatten sich nur einmal kurz gerührt.

Er ging noch näher an das Gemälde heran. Den Teppich hatte er verlassen. Seine Schritte auf dem Parkett waren relativ laut. Der Lichtkreis nahm an Größe zu.

Fritz konnte das Gesicht der Medusa noch deutlicher erkennen. Hoppitzan war auch über die Sage informiert. Gar Schreckliches wußte man über die Medusa zu berichten. Wer sie anschaute, wurde zu Stein, so hatte es in der griechischen Sage gestanden. Ein Blick in ihr Gesicht genügte, aus war es.

Hoppitzan wollte lächeln, er unterließ es, denn das Bild faszinierte ihn. Es war ja nur ein Gemälde. Würde dieses Schlangenhaupt leben, dann wäre er schon, hätte die Sage zugetroffen, längst zu Stein erstarrt. So aber konnte er noch näher an das Gemälde herangehen. Zwei Schritte davor blieb er stehen und dachte darüber nach, daß er dieses Bild noch nie so intensiv empfunden hatte wie in dieser Nacht. Er war öfter an ihm vorbeigegangen, hatte ihm einen Blick gegönnt, aber nie dessen gesamte Schönheit so intensiv aufgenommen.

Das passierte ihm erst jetzt.

Obwohl er Schlangen nicht mochte, gelang es ihm nicht, den Blick von diesen sich auf dem Kopf der Frau ringelnden Wesen zu lösen. Sie waren im Verhältnis zum Kopf ziemlich dick, sogar unnatürlich dick, fast wie Arme. Sie wuchsen aus der Schädelplatte hervor, besaßen eine graugrüne Farbe, wo Teile der Schlangenkörper sogar einen Stich ins Rötliche bekommen hatten.

Er mochte sie nicht, obwohl sie so hervorragend gemalt waren. Da wollte er sich lieber auf dieses wunderschöne Gesicht der Frau konzentrieren. Sein Blick traf die Augen.

Jetzt kamen sie ihm vor wie kleine, klare Seen, die nicht nur Oberfläche besaßen, auch eine gewisse Tiefe und dennoch keine Leere. Sie steckten voller Leben.

Leben?

Dieses eine Wort schrillte als Frage in seinem Hirn auf. Wenn die Medusa lebte und die alten Legenden zutrafen, dann wurde derjenige, der sie anblickte, zu Stein.

Und Hoppitzan schaute sie an.

Er geriet plötzlich ins Schwitzen, war unsicher, schloß die Augen, öffnete sie wieder und ließ seinen Blick am Gesicht der Medusa herabgleiten bis hin zum Mund.

Er lächelte!

Hoppitzan erschrak. Der Mund war hervorragend gemalt worden, wie alles an diesem Gesicht. Aber er kannte das Bild sehr genau, und er wußte auch, daß der Mund nicht gelächelt hatte. Nun aber hatten sich seine Winkel etwas verzogen. Er wirkte jetzt wie ein liegender Halbmond.

Lebte sie?

Plötzlich faszinierte das Bild ihn nicht mehr. Der gute Fritz Hoppitzan hatte es mit der Angst zu tun bekommen. Er wollte weg, es nicht mehr anschauen - und hatte plötzlich das Gefühl, auf der Stelle

festgenagelt worden zu sein.

Er konnte nicht mehr gehen!

Zuerst dachte er an eine Einbildung. Dann hob er das rechte Bein an. Er bekam es nicht einmal einen Zentimeter vom Boden hoch. Da war nichts zu machen.

Mit dem linken Bein erging es ihm ähnlich. Nur wurde es noch schwerer als das rechte, so daß er es überhaupt nicht mehr bewegen konnte. Wer sie anschaut, wird zu Stein.

Ja, Fritz kannte die Legende. Voller Schrecken mußte er feststellen, daß sie nicht gelogen hatte. Er hatte die Medusa angeschaut, die plötzlich zu einem furchtbaren Leben erwacht war.

Und er versteinerte.

Es war ein unbeschreibliches Gefühl. Die Schwere stieg in seinen Körper hoch. An den Füßen hatte es begonnen, längst die Beine erreicht, auch die Oberschenkel wurden nicht verschont, die Hüfte, die Brust. War es bisher ruhig in der Halle gewesen, so hätte ein Lauscher nun die heftigen Atemzüge vernehmen können, die aus dem Mund des Mannes drangen.

Er atmete schlürfend, keuchend. Jedes Luftholen bereitete ihm Schwierigkeiten und hörte sich furchtbar an, während die Erstarrung immer weiter seinen Körper hochzog und in wenigen Sekunden das Herz erfassen würde.

Noch schlug es. Nur war dieser Schlag auch nicht normal. Ein schweres Pumpen, als hätte das Herz seine Schwierigkeiten, all das Blut zu transportieren.

Fritz Hoppitzan röchelte. Er wußte mit einer selten erlebten Klarheit Bescheid. Diesem Grauen konnte er nicht mehr entinnen. Die Medusa, dieses verdammte Bild, war zum Leben erwacht, und ein Fluch aus der Antike erfüllte sich bei ihm.

Der Druck in seiner Brust nahm zu. Schweiß lag auf seinem Gesicht. Er hatte die Augen weit aufgerissen. Das Bild ließ ihn

einfach nicht los. Diese Faszination der Medusa nahm er auch mit in den Tod. Er sah das Lächeln, das jetzt so kalt und grausam wirkte, und er sah auch die Schlangen auf dem Kopf.

Sie bewegten sich. Sie zischten sogar. Aus den Mäulern zuckten kleine, gespaltene Zungen hervor.

Ein letztes Lächeln, ein letzter Gruß, den Fritz Hoppitzan mit in den Tod nahm.

Als Statue blieb er zwei Schritte vor dem Bild der Medusa stehen. Das Grauen aus der Antike hatte wieder einmal ein Opfer gefunden...

»Wenn du dich bewegst, bist du tot!«

Die Worte hatte mir mein Führer gesagt, bevor er mich hatte stehenlassen und einfach verschwunden war. Weg wie ein Schatten, mit einem leisen, häßlichen Lachen zum Abschied.

Ich stand in der Finsternis dieser uralten Höhle und dachte daran, daß ich zu vertrauensselig gewesen war. — Daß ich bereits das Ziel erreicht hatte, daran wollte ich nicht glauben, vielleicht stand ich nicht einmal dicht davor, möglicherweise würde es mir so ergehen wie den anderen Menschen, deretwegen ich überhaupt die Reise in das südöstliche Europa angetreten hatte.

Es fiel mir schwer, mich in dieser feuchten Dunkelheit zu konzentrieren. Es war keine normale Finsternis, diese hier kam mir rußig vor, drückend, als würde sie leben und irgend etwas in sich verbergen, das sie erst zu einem bestimmten Zeitpunkt freilassen wollte.

Nur nicht bewegen!

Der Kerl hatte gut reden gehabt. Durch einen Tip war ich an ihn geraten, hatte ihm Geld gegeben, und er hatte mich zu dieser Höhle geführt, die auf einer menschenleeren Insel lag, von der es in der Ägäis zahlreiche gab.

Worum ging es?

Ganz genau wußte ich das auch nicht. Jedenfalls hing es mit verschwundenen Männern zusammen. Jungen Touristen aus England, Germany, Frankreich und anderen Ländern, die einfach nicht mehr zurückgekehrt waren. Das zog sich bereits über mehr als zwei Jahre hin, wie ich erfahren hatte. In der heutigen Zeit kein Grund zur Aufregung, besonders dann nicht, weil keiner der Verschwundenen als Leiche an einem Strand angeschwemmt worden war.

Es zählte ja heute zu den Privilegien junger Menschen, die Brocken des Alltags hinzuschmeißen und auszusteigen. Das mußte man hinnehmen und darauf hoffen, daß der Sohn oder die Tochter irgendwann einmal gesund zurückkehrte.

Nur war das bei den Verschwundenen nicht der Fall gewesen. Keiner war zurückgekehrt. Aber es hatte eine Spur gegeben. Aus der Tiefe des Meeres und nach einem Unwetter, dem ein Erdbeben leichterer Stärke gefolgt war, hatte sich einiges an Masse verschoben. Fischer, die nach dem Erdbeben wieder aufs Meer fuhren und ihre Netze auswarfen, hatten den großen Fang gemacht. Fische hatten sich kaum in den Netzen befunden, dafür ein anderer Gegenstand, der sehr schwer gewesen war.

Eine Statue!

Aber eine menschliche. Naturgetreu, als würde der Mann noch am leben sein, aber er war zu Stein erstarrt.

Die Fischer hätten diesen Fund sofort wieder dem Meer übergeben, wenn ihnen das Schicksal in Gestalt eines Patrouillenbootes der Küstenwacht nicht einen Streich gespielt hätte. Sie waren noch bei der Arbeit, als das Boot angehalten wurde und die Beamten an Deck gingen, um den Kahn nach Schmuggelware zu durchsuchen.

Sie fanden den Versteinerten.

Einer der Polizisten, er hatte Geschichte studiert und keinen Job bekommen, wußte Bescheid. Er war ganz blaß im Gesicht, als er vom Fluch der Medusa sprach und von der Insel der Toten. Niemand

lachte über seine Worte. Die Polizisten nahmen den Versteinerten mit. In Athen begann die Untersuchung. Man stellte fest, daß es sich nicht um einen Griechen handelte. Ein schlauer Mensch hatte die Idee, den Computer einzuschalten. Dieser Mensch wußte auch von den in den letzten Jahren verschwundenen jungen Männern. Und richtig. Der Computer gab ihm die Antwort.

Diese Statue stimmte im Aussehen völlig mit einer der Personen überein, die seit einem halben Jahr verschwunden waren. Es handelte sich bei ihm um einen jungen Mann namens Rob Isle. Er stammte aus London, und die Athener Beamten setzten sich mit den englischen Kollegen in Verbindung.

Dann ging alles sehr schnell. Der Vater des Gefundenen, ein gewisser Sir Norman Isle, war ein Mann mit den besten Beziehungen. Er saß im Oberhaus, war über viele Dinge informiert und wollte unter allen Umständen, daß diese unheimliche Sache aufgeklärt wurde. Er glaubte zwar nicht an die Medusa-Saga, doch tief in seinem Innern blieben Zweifel zurück. Deshalb sorgte er dafür, daß ein Mann informiert wurde, der einen hohen Posten bei Scotland Yard innehatte. Das war Sir James Powell.

Von ihm zu mir war es nur mehr ein Katzensprung. Wir hatten uns mit Sir Norman zusammengesetzt, zwar keinen Plan entwerfen können, aber ich hatte die Geschichte des Verschwundenen erfahren und glaubte, daß mehr dahintersteckte. Sogar viel mehr.

Deshalb sträubte ich mich nicht, nach Griechenland zu fahren und die Spur aufzunehmen.

In einem Hotel hatte ich einen Mann kennengelernt, der angeblich mehr über die Verschwundenen wußte und sich auch als Experte in Sachen Medusa bezeichnete.

Er hatte mich zu dieser kleinen Felseninsel gebracht, die von einem Höhlenlabyrinth durchzogen wurde und angeblich eine wichtige Rolle spielen sollte.

Nun stand ich allein in der Höhle, weil mein Führer mich reingelegt hatte und wie ein Schatten verschwunden war.

»Wenn du dich bewegst, bist du tot!«

Ich konnte seinen letzten Satz einfach nicht vergessen und dachte darüber nach, ob er nun geblufft hatte oder nicht. Vor allen Dingen ärgerte ich mich über mich selbst, weil ich einfach zu vertrauensselig gewesen war.

Aber der junge Mann hatte mich irgendwie überzeugen können. Mein Fehler.

Wenn ich mich nicht bewegen sollte, konnte ich hier stehen, bis ich versteinerte oder allmählich verweste. Das kam natürlich nicht in Frage. Dieser Knabe würde sich wundern.

Zunächst einmal wunderte ich mich.

Ich hörte plötzlich ein Geräusch, das mir überhaupt nicht gefiel. Es war ein böses Zischen, als hätte jemand ein Gasventil geöffnet, nur standen hier bestimmt keine Gasflaschen.

Mir rann es kalt den Rücken hinab, denn ich hatte eine ungefähre Ahnung von dem bekommen, was das Zischen bedeuten konnte. Bewegen sollte ich mich nicht, darauf pfiß ich jetzt, als ich meine rechte Hand in die Seitentasche der Jacke schob und sehr vorsichtig meine kleine Leuchte hervorholte. Ich schaltete sie sofort ein. Mein Blick folgte dem Lichtstrahl, den ich über den Boden wandern ließ, weil dieses Zischen von dort aufgeklungen war.

Lange Körper schoben sich in meine Nähe. Manche gestreckt, andere hoben nur träge ihre Köpfe und starrten mich aus den kleinen Augen an. Wieder andere hatten sich zusammengeringt und waren plötzlich wütend, weil sie das Licht störte.

Ich drehte mich auf der Stelle und leuchtete in die Runde. Schlangen, wohin ich blickte!

Sie schienen am Untergrund zu kleben, sie hatten ihre Plätze in kleinen Mulden am Boden ebenso gefunden wie in den

nischenartigen Öffnungen der Wände.

Sie waren überall!

Ich verfluchte wieder meine Leichtsinnigkeit und mein Vertrauen, das ich diesem jungen Griechen entgegengebracht hatte. Der Typ hatte mich in eine Schlangengrube geführt. Es war keine simple Höhle gewesen, nein, ich steckte in einer Todesfalle.

Zu zählen waren die Schlangen nicht. Ich wußte auch nicht, wie viele von ihnen giftig waren und wie viele harmlos. Jedenfalls hing ich ganz schön in der Klemme.

Es gibt Momente, wo einem die Kehle trocken wird. Dieser zählte dazu. Da stand ich in der stockdunklen Höhle, und ich würde hier auch noch in zehn Jahren als Skelett stehen, wenn ich es wagte, mich zu bewegen. Auch mit langen Sprüngen konnte ich es nicht schaffen, den Schlangen zu entweichen, weil sie einfach überall lagen, sich bewegten oder sich auf dem Boden ringelten.

Bei meinem Eintritt waren sie noch nicht zu sehen gewesen. Vielleicht hatte es der junge Mann auch geschafft, sie zu hypnotisieren. Möglich war schließlich alles.

Es half mir nichts, ich steckte in einer verdamnten Klemme. Wenn ich sprang, trat ich unweigerlich auf einen Schlangenkörper. Wie gereizte Schlangen reagierten, das wußte ich auch. Die würden blitzschnell zubeißen, und hohe Stiefel trug ich natürlich nicht. Das Licht ärgerte sie bereits. Wenn der Strahl über ihre glatten, oft mit außergewöhnlichen Mustern verzierten Körper strich, dann fühlten sie sich gestört und reagierten gereizt. Sie richteten sich auf, reckten mir ihre Köpfe entgegen, öffneten die Mäuler wie Klappen und ließen das böse, warnende Zischen hören, das bei mir für eine Gänsehaut sorgte. Die erste Schlange lag nicht weit von meinen Füßen entfernt. Sie war ein besonders dickes Exemplar, fast mit den Ausmaßen eines Männerarmes zu vergleichen.

Um welche Art es sich handelte, wußte ich nicht. Darin war ich

leider kein Experte. War sie giftig, war sie es nicht? Ich löschte jedenfalls das Licht, weil ich die Viecher nicht noch mehr reizen wollte und auch überlegen mußte, wie ich aus dieser vertrackten und lebensgefährlichen Lage herauskam.

Hier war der gute Rat nicht nur teuer, sondern überhaupt nicht zu kaufen.

Die Höhle kam mir plötzlich wie ein gewaltiges Grab vor, das allein für mich angelegt worden war. Auch der Geruch stimmte in etwa. Da war diese unangenehme, feuchte Kühle, die sich beklemmend auf meine Haut legte und auch bereits einen Schleier auf der Kleidung hinterlassen hatte.

Dabei liebten Schlangen doch die Trockenheit. Hier fühlten sie sich anscheinend mehr als wohl.

Noch immer stand ich regungslos und dachte nach. Vielmehr versuchte ich es, das klappte nicht so recht, ich mußte immer nur an die Schlangen denken und konzentrierte mich auch auf das Zischen, das in bestimmten Intervallen aufklang.

Wie entkam ich dieser verdammten Falle?

Den Weg zurück hatte ich noch in Erinnerung. Dieser Führer und ich hatten die Höhle betreten und waren praktisch geradeaus gegangen. Durch einen Stollen, der eben hier endete, wo sich die Schlangenbrut befand.

So geschwind ein Mensch auch sein mag, Schlangen reagieren immer rascher, besonders dann, wenn sie in der Überzahl sind. Wenn ich mit gewaltigen Sprüngen dem Ausgang entgegen hetzte, mußte ich sie passieren. Sobald sie sich gestört und angegriffen fühlten, würden sie zubeißen. Und so dick war der Stoff meiner Hose auch nicht. Mir fiel ein Film ein, den ich gesehen hatte. Indiana Jones hatte auch schon in einer Schlangengrube gesteckt, aber das war im Film gewesen. Zwischen ihm und den Schlangen hatte sich zudem eine für den Zuschauer nicht sichtbare Glasscheibe befunden.

Bei mir war nichts.

Ich stand in der stockfinsternen Höhle, wurde von zahlreichen Reptilien belauert und konzentrierte mich auf einen Schweißtropfen, der wie eine kleine Perle an meinem Rücken nach unten rann, um von der Kleidung schließlich aufgefangen zu werden.

Womit konnte man Schlangen vertreiben? Ich überlegte hin und her, dann hatte ich die Lösung.

Feuer!

Ja, Schlangen haben Angst vor dem Feuer. Eine gute Sache, das Feuer hatte ich, nur fehlte mir ein Gegenstand, den ich in Brand setzen konnte, um die Brut damit zu vertreiben.

Vielleicht meine Jacke, auch das Hemd. Wenn die Schlangen dann noch vorhanden waren, muß ich auch zur Hose greifen. Lieber als lächerlich wirkender Halbnackter aus der Höhle kommen, als tot hier zurückzubleiben und zu verwesen. Etwas streifte plötzlich an meinen Schuhen entlang. Es war der Körper einer Schlange. Ich wurde zur Statue. Selbst die Atmung reduzierte ich auf ein Minimum.

Würde die Schlange zubeißen?

Momentan noch nicht. Sie schlangelte aber auch nicht weiter, sondern richtete sich auf und drückte sich gegen mein äußeres Hosenbein, so daß sie an der Wade entlang in die Höhe strich.

Mich hatte ein Gefühl gepackt, das ich nicht beschreiben kann. Jedenfalls lag auf meinem Rücken die Gänsehaut, ein Schauer der Angst, der sich dort regelrecht festgefressen hatte. Die Schlange verlor das Interesse an mir. Aus Sekunden waren für mich kleine Ewigkeiten geworden. Ich stieß den Atem erst vorsichtig aus, als sich die Schlange nicht mehr in meiner unmittelbaren Nähe befand. Einen Erfolg hatte ich trotzdem nicht erzielt. Nach wie vor stand ich wie angewachsen in der Höhle und sann über einen Ausweg nach. Es gab keine andere Lösung für mich, als es mit Feuer zu versuchen. Hoffentlich brannte die Jacke auch. Beim Hemd hatte ich keine

Sorgen, aber die Windjacke bestand aus einem anderen Material, und Benzin, mit der ich sie hätte tränken können, hatte ich auch nicht zur Hand. Vielleicht war es besser, es zuerst einmal mit dem Hemd zu versuchen. So ein Ding brannte schnell weg. Ob ich es in der Zeit schaffte, war fraglich.

Um Jacke und Hemd auszuziehen, mußte ich mich natürlich bewegen. Hoffentlich waren die Bewegungen nicht zu stark, so daß die Schlangen sich gereizt fühlten.

Die letzten beiden Knöpfe der Jacke waren geschlossen. Meine Finger kamen mir klamm vor, als ich mich daran begab, sie zu öffnen. Es mußte alles sehr langsam gehen, in einem Zeitlupentempo. Nur die Schlangen nicht reizen, dann sah ich alt aus.

Und die Schlangen waren wieder da. Zu zweit glitten sie jetzt an meinen Füßen vorbei, als wollten sie mich durch diese Bewegungen umschmeicheln.

Darauf konnte ich verzichten.

Der erste Knopf war offen. Die Schlangen in meiner unmittelbaren Nähe bissen nicht zu. Ich hatte mich wohl gut gehalten, machte weiter und tastete nach dem zweiten Knopf.

Auch ihn bekam ich auf, ohne daß mich eine Schlange gebissen hätte. Ich legte eine Pause ein. Noch immer im Stockfinstern stehend, hob ich die Arme und begann damit, nach den Knöpfen des Hemdes zu fummeln. Auch sie mußte ich aufbekommen, ohne daß ich von den Schlangen attackiert wurde.

Es klappte beim ersten, beim zweiten und beim dritten Knopf. Den vierten öffnete ich nicht mehr, denn etwas lenkte mich ab. Es geschah über mir.

Da es ziemlich still war und auch die Schlangen kaum noch zischten, hörte ich von der Höhlendecke her das kratzende Geräusch sehr deutlich. Dort oben tat sich etwas, da mußte sich etwas bewegen. Ich schaute hoch. Sehr vorsichtig hatte ich den Kopf

zurückgedrückt und sah einen hellen Schein.

Das war Tageslicht!

Es fiel aus einer kreisrunden Öffnung, die leider zu weit von mir entfernt war, um sie mit einem kräftigen Sprung erreichen zu können. Das hätte nicht einmal ein Panther geschafft.

Aber wer hatte die Öffnung geschaffen? War es vielleicht der Kerl, der mich hergeführt hatte? Wollte er sich davon überzeugen, ob ich noch lebte oder bereits ein Opfer der Schlangen geworden war?

Die Öffnung befand sich direkt über mir. Ich sah sogar den hellblauen, griechischen Postkartenhimmel als einen kreisrunden Ausschnitt, der sich allerdings jetzt verdunkelte, weil sich in der Höhe eine Gestalt zeigte.

Nein, nur ein Gesicht, Schultern und ein winkender Arm. Das alles gehörte zu einer jungen Frau. Sie sprach kein Wort, legte ihren Finger auf die Lippen, und ich begriff.

Nicht einmal zu nicken wagte ich. Innerlich aber fieberte ich und war gespannt, wie es weitergehen würde.

Zunächst einmal zog sich die Frau zurück. Sie erschien auch in der folgenden halben Minute nicht wieder. Mir wurde die Zeit verdammt lang. Ich rechnete auch damit, daß man mich reinlegen würde. Vielleicht war die Frau eine Komplizin des jungen Griechen, von dem ich nur den Vornamen Stavros kannte.

Kam sie wieder?

Ja, sie erschien an der Öffnung, und sie hatte etwas mitgebracht, das ich momentan noch nicht erkennen konnte, aber ich hörte ihre Stimme, die einen hohlen Klang bekommen hatte, obwohl die Unbekannte nur flüsterte.

»Keine Panik, Mister, ich hole Sie hier raus. Sie müssen nur das tun, was ich anordne.«

Eine Antwort bekam sie nicht. Die Unbekannte hatte mich in meiner Muttersprache angeredet. Über ihre Motive wollte ich nicht

nachdenken, die würde sie mir sicherlich selbst sagen.

Zunächst einmal erschien in der Öffnung ein Gegenstand. Er war ziemlich dunkel, auch rund und erinnerte mich an ein Gefäß. Im weitesten Sinne war es das auch, wenn ich einen Korb mal als Gefäß bezeichnen wollte.

Der Korb hing an einem Seil. Es war an zwei Seiten befestigt, so daß er genügend Halt bekam. Und er senkte sich nieder. Dabei vernahm ich quietschende Laute, wie sie wahrscheinlich von einer für mich nicht sichtbaren Winde abgegeben wurden.

Ich konnte es kaum erwarten, bis sich der Korb so weit nach unten gesenkt hatte, daß ich hineinklettern konnte. Natürlich ließ ich auch die Schlangen nicht aus den Augen. Die plötzliche Störung gefiel ihnen überhaupt nicht. Sie zeigten sich viel unruhiger als noch vor Minuten, aber sie sahen nicht in mir den Feind, sondern die von oben herabfallende Helligkeit, aber gegen die kamen sie nicht an. Der Korb schaukelte ein wenig, weil die Unbekannte jetzt schneller an der Winde drehte.

Ich hob langsam meine Arme und streckte die griffbereiten Hände dem Korb entgegen.

Er bestand aus einem rauen Geflecht, das ziemliche Lücken aufwies, aber so zusammengeflochten war, daß der Korb auch ein stärkeres Gewicht aushielt.

Es wurde kritisch, denn die Schlangen waren aus ihrer Trägheit erwacht. Der sich herabsenkende Korb störte sie in ihrer Ruhe. Ihr Zischen hörte sich böse an, und ich stand inmitten dieser gefährlichen Geräuschkulisse.

Kaum hatte der Korb den Boden berührt und sich sogar auf einen Schlangenkörper gesenkt, da schwang ich mich hinein. Blitzschnell war ich in das Innere geklettert und konnte durch die heftigen Bewegungen ein Schwanken des Korbes nicht vermeiden.

Er reichte mir knapp bis zur Hüfte. Die Schlangen ringelten sich zu

viert außen am Korb in die Höhe, und ich sah ihre wippenden Köpfe über dem Rand erscheinen.

Mit dem geweihten Silberdolch stach ich zweimal zu. Er besaß jetzt die Funktion einer normalen Waffe. Einer Schlange trennte ich den Kopf ab, die andere bekam einen Stich und verschwand.

Mich hätte der plötzliche Ruck, als der Korb wieder hochgezogen wurde, fast von den Beinen gerissen und über den Korbrand hinweggeschleudert. Im letzten Augenblick schaffte ich es, mich noch festzuhalten, ohne dabei von einer Schlange gebissen zu werden. Die Winde quietschte jetzt stärker. Das Mädchen oben mußte große Kräfte einsetzen, um mich in die Höhe zu bekommen. Ich schaute über den Rand hinweg in die Tiefe und suchte auch die Außenhaut des Korbs ab.

Dort war keine Schlange mehr zu sehen. Sie alle blieben in der Höhle zurück oder hatten sich in den Mulden und Nischen zusammengeringt. Ihr Opfer entschwebte.

Allmählich löste sich bei mir die Spannung. Am liebsten hätte ich laut aufgelacht. Es erschien mir doch etwas zu kindisch. Mit zunehmender Höhe besserte sich auch die Luft. Ich atmete zunächst einmal tief durch, und es tat gut, nicht mehr diese Feuchtigkeit in meine Lungen zu saugen, sondern eine Luft, die nach Meer roch, die warm und vom Wind gereinigt worden war.

Das Quietschen der Winde nahm an Lautstärke zu. Dazwischen klangen keuchende Atemgeräusche auf. Für meine Retterin war es bestimmt nicht einfach, den Korb mit diesem Gewicht in die Höhe zu ziehen. Ich konnte ihr leider keine Hilfe geben und mich auch nicht leichter machen.

Über mir sah ich jetzt den Querbalken, über den eine Rolle lief. Sie zeigte eine tiefe Rinne. Durch sie spannte sich das Band. Das Windengestell entdeckte ich erst, als ich schon über den Rand hinwegsehen konnte. Die junge Frau stand dort, drehte und

kurbelte, war selbst außer Atem, aber sie hatte es geschafft. So bald wie möglich ließ ich mich über den Korbrand fallen und landete rücklings auf hartem Fels, wo ich zunächst einmal liegenblieb, wieder zu Atem kam, mich dann setzte und auch den runden Holzdeckel neben der Winde liegen sah, der die Öffnung verschlossen hatte. Die Frau arbeitete auch nicht mehr. Sie stand keuchend auf dem Fleck, hatte die Hände in die Hüften gestemmt und den Rücken durchgebogen. Ihr Gesicht war vor Anstrengung gerötet und schweißbedeckt.

Ich stand auf. »Danke«, sagte ich leise. »Sie haben mir wahrscheinlich das Leben gerettet...«

Die Frau schaute mich an. Reden konnte sie noch nicht, dafür war sie zu erschöpft. So hatte ich Zeit, sie zu mustern.

Ihr Haar war lang und schwarz wie Kohle. An den Enden zeigte es einen unregelmäßigen Schnitt, was aber nicht störte, denn diese Haarflut paßte zu der Frau, von der eine gewisse Wildheit ausging. Vielleicht konnte man sie als ein Kind der Insel ansehen. Sie war ungefähr zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Jahre alt, besaß einen sonnenbraunen Teint, sehr schöne, dunkle Augen und einen schlanken, geschmeidigen Körper. Sie trug Stiefel, Jeans und ein kariertes Hemd, dessen obere drei Knöpfe offenstanden. Um den Hals hatte sie ein gelbes Tuch gebunden.

»Geht es Ihnen besser?« fragte ich.

»Ja!« keuchte sie, »etwas.«

»Lassen Sie sich Zeit. Die haben wir jetzt genug.«

»Das meine ich auch.«

Ich bückte mich, nahm den kreisrunden Deckel und legte ihn wieder auf die Öffnung. Dann schaute ich mich um.

Wir befanden uns auf einem der höchsten Punkte der Felseninsel. Mein Blick glitt über das Meer hinweg. Ich sah andere Inseln in der

Nähe wie braune Buckel aus dem Wasser schauen und den hellen Bart der Brandung, wenn sie gegen die Felsen gischte. Der Himmel zeigte ein sanftes Blau. Er war von Wolken fast freigelegt worden. In alle vier Himmelsrichtungen breitete er sich wie ein nie enden wollendes Tuch aus, und am Horizont trafen das Meer und der Himmel zusammen.

Auf dieser kleinen Insel konnte man wirklich ausspannen und aussteigen, deshalb war ich nicht hergekommen.

Ich hatte eine Aufgabe zu erledigen, die verdammt gefährlich war.

»So, jetzt geht es mir wieder besser!« hörte ich die Frau sagen und drehte mich um. »Willkommen im Leben, Mr. Sinclair«, fügte sie noch hinzu.

»Sie kennen meinen Namen?«

»Sicher.«

»Woher?«

»Es war nicht schwer, das herauszufinden. Ich habe Sie schon etwas länger beobachtet.«

»Was natürlich einen Grund hat.«

»Klar.« Sie lächelte, strich einen Teil ihres Haars zurück, was allerdings nicht viel brachte, denn der Wind drückte die schwarze Flut wieder nach vorn. »Man hat Sie auf die Schlangeninsel gebracht. Wissen Sie, hier werden die Schlangen zwar nicht gezüchtet, aber man bewahrt sie in dieser Höhle gewissermaßen auf, um sie irgendwann einmal an die entsprechenden Institute und zoologischen Gärten zu verkaufen. Ein normales Geschäft. Man holt oft genug die Schlangen mit diesem Korb hoch. Es ist sicherer.«

»Möglich.« Ich lächelte knapp. »Den Schlangen bin ich ja entwischt. Sie interessieren mich zwangsläufig mehr. Darf ich Ihren Namen auch erfahren?«

»Ich heiße Clarissa Main.« Sie reichte mir ihre schlanke Hand. »Aber Sie können Clarissa sagen.«

»Ich bin John.«

»Okay, John, wahrscheinlich werden wir Partner.«

»Wieso?«

»Überlegen Sie mal. Oder denken Sie über meinen Namen nach. Haben Sie ihn nicht schon einmal gehört?«

»Main?« Ich ließ ihn auf den Lippen zergehen. »In der Serie >North and South< gab es die Familie Main...«

Sie mußte lachen. »Ja, das weiß ich auch, aber damit habe ich nichts zu tun. Ich will Ihnen noch ein Stück entgegenkommen. George Main. Fällt der Penny jetzt?«

Und ob er fiel. »Klar kenne ich den Namen. George Main gehörte zu den Personen, die ausgestiegen sind, wie es offiziell heißt.«

»So ist es.«

»War er Ihr Mann...?«

»Mein Bruder, John. George ist mein Bruder! Daran möchte ich aber nicht denken.« Ihre Stimme hatte einen bitteren Klang bekommen. »Wir sind Zwillinge, müssen Sie wissen, und wir haben uns schon als Kinder immer sehr gut verstanden. Der eine kam mit seinen Sorgen zum anderen. Es war einfach ein wunderbares Verhältnis. Ich will nicht glauben, daß sich George so einfach abgesetzt hat. Das hätte er mir gesagt.«

»Hat er überhaupt mit Ihnen darüber gesprochen?«

»Ja. Kurz vor seiner Reise deutete er an, daß er für zwei Monate in die Ägäis gehen wollte. Die griechischen Inseln hatten es ihm einfach angetan. Er wollte nicht aussteigen. Ich bekam auch eine Karte, sie traf vierzehn Tage nach seinem Weggang aus London ein. Er schrieb mir, daß es ihm gut gefiele, er aber für immer nicht hier leben wollte. Das war alles.«

»Wie ging es weiter?«

»Ich hatte mein Studium beendet und dementsprechend Zeit, denn ein Job ist noch nicht in Aussicht. Deshalb packte ich meine Sachen

und fuhr ebenfalls in die Ägäis, um George zu suchen. Ich erfuhr auch, daß er nicht allein verschwunden war. Seltsamerweise hat er nur Männer getroffen.« Sie hob die Schultern. »Deshalb ging ich davon aus, daß sie sich in den Netzen schöner Frauen verfangen hatten.«

»Forschten Sie weiter?«

»Selbstverständlich. Nur gab es einen gewissen Punkt, wo alle schwiegen. Ich kam einfach nicht weiter. Es war wie eine Wand. Dieser Punkt hat einen Namen — Medusen!«

Ich wiederholte ihn murmelnd. »Okay, damit kann man etwas anfangen. Die Geschichte der Medusa ist mir hinlänglich bekannt. Sind denn diese Medusen Frauen mit Schlangenhäuptern?«

»Nein, sie sehen aus wie jede Frau. Sie haben sich nur zu einer Gruppe zusammengeschlossen und ihr den Namen Medusen gegeben. Das ist alles.«

»Da sind Sie weit gekommen, Clarissa.«

»Leider nicht weit genug, denn ich kam an keine Frau dieser Gruppe selbst heran.«

»Aber an mich.«

»Ja. Sie sind mir aufgefallen, John, zudem sind wir Landsleute. Sie fragten sehr viel, trieben sich in Lokalen herum, zeigten Bilder der Verschwundenen und ließen auch nicht locker. Das mußte einfach auffallen, auch den Medusen.«

»Und es war Sinn der Sache«, sagte ich.

»Daß es für Sie unangenehm werden könnte, Haben Sie ja erlebt. Sie reagierten bereits. Diese Schlangenhöhle, in der Sie den Tod finden sollten, ist der beste Beweis.«

»Ja, die andere Seite muß informiert sein.« Ich grinste schief.

»Anscheinend bin ich ihr auf die Füße getreten. Nur hatte ich nie Kontakt mit den Medusen, sondern mit einem jungen Griechen. Er hörte auf den Namen Stavros.«

Wieder schaufelte Clarissa Main ihr Haar zurück. »Ich kenne ihn.«

»Woher?«

»Stavros kennt jeder im Hafen. Er ist gewissermaßen eine Institution. Ein Mann, der jedes Geschäft macht, der immer Geld hat und auch die entsprechenden Beziehungen. Stavros hat viele Freunde. Nichts entgeht ihm.«

»Sind Sie schon mit ihm aneinandergeraten?«

»Nein, direkt nicht.«

»Aber er weiß genau, weshalb Sie hier sind.«

»Das schon.«

»Wie hat er reagiert?«

Clarissa verengte die Augen. »Nichts, John. Er hat nichts getan. Nicht einmal nachgefragt.«

»Ist das für ihn nicht ungewöhnlich?«

»Sogar mehr als das, da seine Neugierde weit und breit bekannt ist. Doch ich habe den Spieß umgedreht. Nicht er behielt mich im Auge, sondern ich ihn. Deshalb nur konnte ich herausfinden, was er mit Ihnen angestellt hat, John.«

»Er weiß aber nicht, daß Sie ihm gefolgt sind?«

»Nein.«

Ich nickte. »Das ist natürlich gut. Da können wir ansetzen. Nach Ihren Erzählungen, Clarissa, gehe ich davon aus, daß dieser Stavros auch Kontakt zu der Gruppe der Medusen hat. Wir müßten ihn nur zum Reden bringen.«

»Was nicht einfach sein wird!«

Ich hob die Schultern. »Was ist schon einfach?« Dann wechselte ich das Thema. »Sie sind bestimmt mit einem Boot gekommen.«

»Ja, es liegt in einer kleinen Bucht.«

»Fahren wir?«

»Meinetwegen.«

Der Weg zum Strand oder Ufer war ziemlich beschwerlich, weil es

steil bergab ging und wir dabei noch über den nackten Fels laufen mußten, der an einigen Stellen sehr glatt war und regelrechte Rutschfallen bildete. Ich hatte Clarissa die Führung überlassen. Sie kannte sich hier besser aus.

Manchmal, wenn wir durch schmale Steinrinnen schritten, sang der Wind zwischen den Felsen und fuhr auch heulend um die Ecken und Kanten. Es war ein warmer Wind, wunderbar für den September. Die große Hitzewelle lag zum Glück hinter den Griechen. Sie hatte zahlreiche Todesopfer gekostet.

In der Höhe waren die Felsen glatt und ohne Bewuchs gewesen. In Strandnahe wiegte sich wild wachsendes Gras im Wind. Es gab auch Bodendecker, die sich in Spalten und Ritzen festgeklammert hatten. Einmal wehte mir der Geruch von Salbei entgegen.

Auch der Weg wurde besser. Nicht mehr so steil, fast gerade lief er weiter, wenn auch in einigen engen Kehren. War der Blick frei, konnte ich bis zum Strand schauen, wo die Wellen auf einem sehr schmalen Sandstreifen schaumig ausliefen.

Clarissa blieb stehen. »Ich habe das Boot in Deckung gezogen.« Sie lachte. »Es war eine Schufferei.«

»Kann ich mir vorstellen. Aber rudern müssen wir nicht.«

»Nein, zu einem Außenborder hat es schon gereicht.« Sie setzte sich wieder leichtfüßig in Bewegung. Ich blieb hinter ihr und konnte sie gut beobachten.

Clarissa Main gefiel mir. Sie ging den Fall sehr locker an, obwohl die Sorge um das Schicksal ihres Bruders sie gewiß stark belastete. Ich freute mich auch darüber, daß ich eine Helferin besaß, die sich in der Inselwelt der Ägäis gut auskannte und mir bestimmt Dinge zeigen würde, die ich als normaler Besucher nie zu Gesicht bekommen hätte. Der Sand am Strand war zwar weich, aber nie sehr tief. An einigen Stellen hatte ihn der Wind auch weggeblasen, so daß der nackte Fels hervorschaute.

Das Rauschen des Meeres und das wilde Klatschen der Brandung gegen die Felsen war Musik in meinen Ohren. Nach der unheimlichen Stille in der Schlangenhöhle taten mir diese Laute gut.

»Sie können mir helfen!« Clarissa winkte mir zu. Sie stand auf einer kleinen Felsklippe, die von schäumenden Wellen umkreist wurde. Ich lief zu ihr und sprang ebenfalls von Felsen zu Felsen. Manche waren naß und glatt.

Clarissa war schon vorgelaufen und in der kleinen Bucht verschwunden, in der sie ihr Boot versteckt hatte. Es war ein einfaches Ruderboot mit einem Außenborder. Allerdings kein Kahn für eine Teichfahrt, schließlich mußten wir über das Meer, um den Hafen zu erreichen, der an der Ostküste der großen Halbinsel — dem Pelepomes — lag. Es waren nicht mehr als zehn Meilen über das offene Meer zu fahren. Das würden wir schaffen.

Gemeinsam brachten wir das Boot zu Wasser. Zwischen den Felsen existierte eine Sandrinne, über die wir den Kiel hervorragend schieben konnten.

Der Außenborder war hochgekantet worden. Ich ließ ihn wieder runter.

»Können Sie den bedienen?« fragte mich Clarissa.

»Zur Not ja.«

Sie lachte. »Dann lassen Sie mich mal ran.« Clarissa schob sich dicht an mir vorbei. »Manchmal ist die Frau der Mann.«

»Das haben Sie bei meiner Lebensrettung schon überdeutlich bewiesen«, sagte ich.

»Hören Sie auf, John. Vielleicht können Sie sich mal revanchieren. Ich will es nicht hoffen, aber...« Die nächsten Worte gingen im knatternden Geräusch des Außenborders unter. Dann erfaßten uns die Wellen der Brandung und gischteten wie weiße Fahnenschleier über. In diesen Momenten empfand ich es als herrliches Gefühl, ein lebendiger Mensch zu sein...

Durch das Fenster hatten wir einen phantastischen Blick auf den Hafen von Galatas. Wir sahen den Kai, die Masten der Schiffe, die Netze der Fischer, den Verkehr, die Lastwagen und PKWs sowie die zahlreichen Menschen, die entweder herumsaßen und nichts taten oder geschäftig hin-und hereilten.

Über allem stand eine sehr warme Sonne, die auch im September noch Temperaturen von über 30 Grad brachte.

Wir saßen in einem der kleinen Restaurants, die von Touristen kaum besucht wurden. Hier gab es Fisch in allen Variationen. Was die Fischer aus dem Meer holten, wußte selbst Clarissa nicht. Ich hatte mich von ihr beraten lassen und das gleiche bestellt wie sie.

Schwertfischfilet. Frisch gegrillt, gut gewürzt. Eine Delikatesse, wie man mir versichert hatte.

Der Geruch von gegrilltem Fisch drang aus der Küche in das Restaurant. Den Salat hatten wir schon vor uns stehen. Tomaten, Oliven und einige dunkle Blätter, deren Namen ich auch nicht kannte. Das Dressing stand ebenfalls bereit. Öl, Zwiebeln, auch Essig, so hatten wir uns den Salat schmackhaft gemacht.

Der Kellner brachte den Wein. Er war unwahrscheinlich dick und verstand es immer wieder, die Gerichte der Küche von neuem anzupreisen.

Wir hatten Retsina bestellt, den geharzten griechischen Wein. Auf einen Uzo hatte ich mich nicht eingelassen, weil ich unbedingt einen klaren Kopf behalten wollte.

Clarissa und ich saßen nicht allein zum Vergnügen hier. Wie sie mir gesagt hatte, gehörte dieses Restaurant zu Stavros Stammpinten. Gegen Abend tauchte er hier immer auf.

Noch war es hell, doch am Himmel zeigten sich bereits die ersten, langen Schatten. Sie kündigten die Dämmerung an, die sich bald über die ägäische Inselwelt legen würde.

Das Lokal war halb voll, die Männer fast unter sich. Wieder betrat eine Frau das Restaurant. Sie hatte pechschwarzes, krauses Haar, trug knallgelbe, enge Shorts und ein weißes T-Shirt mit der Aufschrift »Love me« auf der Brust. Die Buchstaben leuchteten in einem blutigen Rot.

Clarissa lächelte, als sie die Frau sah.

»Kennst du sie?« fragte ich. Wir waren mittlerweile zum vertrauten Du übergegangen.

»Das ist Konstantin.«

»Ein Mann?«

Sie nickte lachend. »Wohl eher beides. Konstantin ist hier die große Sensation. Er kommt jeden Spätnachmittag hier an, ißt etwas und zwischert danach los.«

»Sind auch genügend Kunden da?«

»Und wie. Vor allen Dingen Touristen, die hinterher, wenn er mit ihnen auf dem Zimmer ist, den großen Schock bekommen. Wenn Konstantin das erzählte, haben wir schon Tränen gelacht.«

Ich verfolgte ihn mit meinen Blicken. Er begrüßte die meisten Gäste mit einem kurzen Heben seiner rechten Hand, auf deren Finger er sich mehrere Ringe gesteckt hatte. Zwei junge Burschen bekamen von ihm einen Kuß auf die Wangen.

Die anderen lachten, als sie sahen, wie peinlich es den jungen Männern war.

»Keine Angst, ich will euch die Unschuld schon nicht rauben«, sagte Konstantin. Clarissa übersetzte mir den Satz.

Unser Fisch kam. Er duftete phantastisch. Der Kellner wünschte uns einen guten Appetit. Der Fisch, der Wein, die Stimmung hier, das alles ließ uns die Sorgen für die nächste halbe Stunde vergessen. Dieses Essen war tatsächlich eine kleine Offenbarung. Ich hätte nie gedacht, daß Schwertfisch so gut schmeckt. Auch der leichte Thymiangeschmack störte nicht weiter. Ich trank jetzt sogar den

Retsina mit Genuß, denn geharzte Weine sind normalerweise nicht mein Fall.

Es wurde leicht dämmrig. Am Kai zuckten die ersten Lichter auf. Inseln der Helligkeit in den allmählich zerfließenden Schatten des Abends. Durch die offenen Fenster drangen Sirtaki-Klänge. Irgendwo draußen saß jemand und spielte diese wunderschönen Melodien. Ich lehnte mich nach hinten und schob auch den Teller zurück. »Das war gut«, sagte ich.

Clarissa wischte mit der Serviette über ihre Lippen. »Kann man wohl sagen.«

»Und jetzt einen Spaziergang am Strand, anschließend noch einen kleinen Schluck nehmen, am Meer sitzen...«

»Träumst du?« fragte sie.

Ich lächelte. »Laß mich doch, solange wir noch die Zeit zum Träumen haben.«

»Das stimmt.«

Ich bot ihr eine Zigarette an. Sie schüttelte den Kopf. »Ich rauche nicht.«

»Darf ich denn?«

»Meinetwegen.«

Ich hatte die Qualmerei in der letzten Zeit eingeschränkt. Nur noch hin und wieder griff ich zum Glimmstengel.

Der Kellner fragte, ob wir noch Wein haben wollten. Da er die Karaffe schon auf dem Tablett stehen hatte, lehnten wir nicht ab. »Aber mehr trinke ich nicht«, sagte ich.

»Wenn er kommt, müssen wir nüchtern bleiben.« Clarissa schaute in den Rauch. »Sag mal, John, du hast mir noch nicht genau erzählt, was dich als Polizisten hierher getrieben hat.«

»Kennst du den Fund nicht, den die Fischer gemacht haben?«

»Nein.«

Ich brachte Clarissa genügend Vertrauen entgegen, um ihr vom Fund

der Fischer zu berichten.

Sie schaute mich starr an. »Ein versteinertes Mensch?« fragte sie leise.

»So ist es.«

Clarissa schluckte und schaute in das Weinglas. Dann hob sie die Schultern. »Das kann ich mir einfach nicht vorstellen«, flüsterte sie. »So etwas ist unmöglich.«

»Es ist nicht unmöglich — leider.«

»Und dieser Versteinerte war einer der Verschwundenen?« fragte sie sehr leise nach.

Ich nickte. Die Stimmung war dahin. Ich sah es Clarissas Gesicht an, daß sie an etwas Bestimmtes dachte. »Müßte ich damit rechnen, John, daß mein verschwundener Bruder ein ähnliches Schicksal erlitten hat? Sei ehrlich, bitte.«

»Du solltest es jedenfalls nicht von der Hand weisen.«

Sie hob den Kopf und starrte an mir vorbei. Das Lokal hatte sich fast gefüllt. Zumindest waren die Tische besetzt. Um uns brandete ein gewaltiges Spektakel zahlreicher Stimmen auf. Durch das offene Fenster wehte eine kühle Brise. Sie fächerte in mein Gesicht und vertrieb auch den Dunst ein wenig. Wir beide kamen uns vor wie auf einer Insel sitzend. Für die Umgebung hatten wir keinen Blick. Ich drückte die Zigarette im auf dem Tisch stehenden Tonascher aus und faßte nach Clarissas Händen, die gefaltet auf dem Tisch lagen.

»Es kann so sein!« flüsterte ich. »Aber es braucht nicht zu sein. Daran solltest du denken.«

Sie schüttelte den Kopf. »Wenn es tatsächlich passiert ist, will ich es genau wissen. Das verstehst du doch — oder?«

»Natürlich.«

»Ich möchte auch um meinen Bruder weinen können, und ich will ferner, daß diejenigen bestraft werden, die es gatan haben. Noch weiß ich es nicht, aber wer sich an die Gestalt der Medusa hängt,

der kann eigentlich nur...« Sie verstummte, weil sie plötzlich weinen mußte. Es war nur ein kurzer Aufschwung der Gefühle, Clarissa hatte sich sehr bald wieder in der Gewalt und entschuldigte sich bei mir.

»Wofür? Es ist nur recht und billig, daß man um einen Menschen weint, der einem sehr nahe steht.«

»Ich liebe meinen Bruder.«

»Vielleicht finden wir ihn...«

»Er ist da!« Clarissa hatte den Satz zischend ausgesprochen. Ich konnte ihn nicht sehen, weil ich mit dem Rücken zur Tür saß.

»Stavros steht noch am Eingang.«

»Kommt er?«

»Bis jetzt schaute er nur und begrüßte Bekannte. Macht eine ziemliche Schau. Trotzdem kommt er mir irgendwie unsicher vor, sogar gehetzt.«

»Vielleicht hat er auch ein Gewissen«, sagte ich.

»Der?«

»Ist doch möglich.«

»Mal sehen. Er geht jetzt zur Theke, du kannst ihn gleich sehen.«

Ich drehte mich nach links. Tatsächlich erschien Stavros in meinem Blickfeld. Er trug noch immer sein verwaschen wirkendes Jeanshemd und dazu eine weiße Hose, die sehr weit geschnitten war und an den Hüften von einem breiten Gürtel gehalten wurde.

Stavros gehörte zu dem Typ klassischer Griechen, den manche Frauen aus dem Norden so mochten. Hochgewachsen, mit einer guten Figur, schwarzhaarig, zudem lockig und mit dem Siegerlächeln im braungebrannten Gesicht. Auch jetzt lächelte er, als er die Männer an der Theke begrüßte. Clarissa hatte recht gehabt. Sein Lächeln wirkte mehr wie ein schiefes Grinsen. Er stellte sich auch so hin, daß er in das Lokal schauen konnte. Hatte er uns gesehen?

Noch nicht. Sein Blick glitt zunächst in die andere Richtung des Restaurants.

Ich schaute Clarissa an. »Du hast Angst, nicht wahr?«

Sie lächelte vage und spielte wieder mit dem Glas. Dann strich sie eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Es war eine hektische Bewegung. »Ich weiß es nicht«, sagte sie.

»Ist es Stavros?«

»Vielleicht.« Sie änderte jetzt ihre Meinung. »Er... er hat einen Ausdruck in den Augen, der mir nicht gefällt.«

»Hat er dich gesehen?«

»Ja.«

»Ist es schlimm?«

»Er wird bestimmt nicht wissen, daß ich dir gefolgt bin.« Sie beugte sich jetzt vor. »Aber wenn, John, dann müssen wir uns noch wärmer anziehen. Stavros hat hier viele Freunde.«

Das bekam ich bestätigt. Ich hörte ihn lachen. Sehr laut und auch sehr rauh. Sofort lachte die Clique mit, die ihn umstand. Keiner wollte aus der Reihe tanzen. Stavros bezahlte schließlich. Ich sah aus dem Augenwinkel, wie er einen Geldschein, zwischen zwei Finger geklemmt, in die Höhe hob. Er ließ ihn über die Köpfe seiner Mitzecher flattern.

»Am liebsten würde ich gehen«, sagte Clarissa.

»Weshalb? Es ist doch nichts passiert. Es ist alles normal. Keine Panik.«

»Das schon, aber er...« Sie trank hastig einen Schluck Retsina. »Er benimmt sich anders.«

»Wie denn?«

»Als würde er Bescheid wissen und es sich nur nicht anmerken lassen, verstehst du? Der hat uns bestimmt schon gesehen. Er wird mit uns spielen, uns weichkochen.«

»So leicht lasse ich mich nicht verbraten.«

»Toll gesagt, aber du kennst die Clique hier nicht.«

»Ist Stavros ein Gangster?«

Clarissa wiegte den Kopf. »Das will ich nicht mal sagen. Er macht Geschäfte, weißt du.«

»Schmuggel?«

»Auch.«

»Und seine Verbindung zu den Medusen?«

»Die habe ich noch nicht herausgefunden. Ich weiß auch nicht, ob sie existierten oder alles nur Gerede ist.« Sie schielte wieder zur Theke. Für einen Moment weiteten sich ihre Augen.

Der Kellner kam und stellte eine brennende Kerze auf unseren Tisch. Die Flamme wurde vor dem hereinfächernden Wind von einer Glashaube geschützt, die oben offen war.

Der Ober ging noch nicht. Er beugte sich Clarissa entgegen. »Wir kennen uns. Sei vorsichtig, Mädchen. Stavros hat dich ausgeguckt.«

»Wie meinst du das?«

»Du wirst sehen. Sei auf der Hut!«

Der Kellner huschte davon, und Clarissa schaute mich an. »Hast du alles verstanden?«

»Nicht mal ein Drittel.«

Sie übersetzte es mir. Ich schielte derweil zu Stavros rüber und sah dessen heimtückisches Grinsen. Also hatte er auch mich entdeckt. In der rechten Hand hielt er ein hohes Glas, in dem eine wasserhelle Flüssigkeit schwappte. Mit einem heftigen Ruck setzte er es an die Lippen und kippte das Zeug weg.

Es war für ihn wie ein Zeichen. Hart stellte er das Glas zurück auf die Theke. Der Handlauf zitterte, als er sich abstieß und den Weg zwischen zwei Tischen fand.

Seine Kumpane blieben zurück, behielten ihn aber im Blick. Mir gefielen die tückischen Augen der Thekensteher nicht. Ich beschloß, auf der Hut zu sein.

Stavros blieb neben dem Tisch stehen, schaute nach unten und begann zu lachen. Es waren kichernde Geräusche, die er ausstieß.

Seine Augen standen dabei weit offen. In den Pupillen blitzten die Lichtreflexe der Kerzenflammen.

Ich blickte auf Clarissa. Sie hatte Angst. Die Hände lagen aufeinander, die Finger zitterten.

Stavros verzog die Lippen. »Man soll sich nicht in andere Dinge einmischen«, erklärte er. »Es war nicht gut von dir, Clarissa. Du hast dir Feinde gemacht.«

Sie schwieg.

Da Stavros englisch gesprochen hatte, damit ich ihn auch verstehen konnte, bekam er von mir eine Antwort. »Sie meinen mich doch mit der Person, der geholfen worden ist.«

Er blickte mir ins Gesicht und tat so, als würde er mich jetzt erst richtig wahrnehmen. »Haben die Schlangen dich nicht gewollt?«

»Nein, ich war unverdaulich.«

Seine Augen bekamen einen düsteren Glanz. »Das läßt sich aber nachholen, Sinclair.«

»Wieder mit Schlangen?«

»Möglich.«

Ich spielte mit meinem Weinglas. Stavros roch nach einem herben Männerparfüm. »Es gibt ja auch menschliche Schlangen, nicht wahr?«

»Klar.« Er hatte beide Hände auf die Platte unseres Eßtisches gestemmt. »Wen meinst du damit?«

»Medusen?«

Stavros sagte nichts. Er schaute kurz zurück, sah seine Freunde und war beruhigt. Erst dann stellte er die nächste Frage. »Weshalb seid ihr hier in dieses Lokal gekommen? Weshalb? Sinclair, du bist aus der Scheiße raus. Du hättest dich in ein Flugzeug setzen sollen. London ist für dich viel gesünder.«

»Ich bin nun mal anders.«

»Das kann dich den Hals kosten«, sagte er böse.

Ich schaute ihn an. »Stavros, ich mag es nicht, wenn man mich in eine Schlangenhöhle führt und mich dann allein läßt.«

»Du willst mir drohen?«

»Kaum, nur meine ich, daß du mir noch etwas schuldig bist!«

»Was denn?«

»Eine Information zumindest.«

»Laß mich mal durch, und streck deine Kiste nicht in die Gegend.«

Konstantin tänzelte heran. Er zwinkerte mir zu. »Schließlich muß ich auch mein Geld verdienen.« Er hatte ebenfalls englisch gesprochen, und wieder machte er mir das Zeichen mit dem Auge, während Stavros sich drehte, um ihn vorbeizulassen.

»Wir sehen uns bestimmt noch, Süße!« flötete Konstantin. Er meinte damit Clarissa.

Stavros hatte sich durch das kleine Intermezzo nicht ablenken lassen. Er kümmerte sich wieder um uns. »Ich gebe euch noch einen guten Rat. Verschwindet jetzt, und kommt nie mehr wieder. Klar?«

»Du bist mir noch etwas schuldig!« erklärte ich.

»Dein Geld kannst du zurückhaben.«

»Das meine ich nicht. Außerdem will ich die Leistung. Wir hatten von den Medusen gesprochen. Du hast erklärt, daß du etwas wüßtest. Erinnerst du dich?«

»Du hast sie doch gesehen.«

»Die Schlangen?« Er zog die Lippen breit.

»Genau, Sinclair, erfaßt.«

»Ich verstehe unter dem Begriff aber etwas anderes.«

»Deine Sache.«

Der Kerl regte mich auf. »Wir werden nicht gehen, Stavros, wir bleiben. Ich bin gekommen, um jemand zu suchen. Es sind zu viele Landsleute von mir verschwunden, hörst du?«

»Na und?«

»Du weißt mehr!«

Stavros holte Luft. Der Musikant betrat das Lokal. Seine Musikklänge ließ die Gespräche der meisten Gäste verstummen. Drei Männer erhoben sich von ihrem Tisch und schoben ihn nebst Stühlen zur Seite. Sie wollten tanzen.

»Haut ab!« Für Stavros war die Sache erledigt. Er wandte sich ab. Ich packte ihn am Handgelenk. »Du bleibst.«

Er riß sich nicht los. Mit der anderen Hand zog er blitzschnell ein Messer. Wo er es verborgen gehalten hatte, war mir nicht bekannt. Jedenfalls kreiselte er herum, und plötzlich starrte ich auf die breite Klinge. Es war ein Messer, das ich nicht mochte. Irgendwie widerlich, dabei sehr scharf, denn mit diesen Instrumenten trennte man die frisch gefangenen Fische auf.

»Das geht durch«, versprach er mir. »Von der Brust bis in den Rücken. Also halte dich zurück.« Er stand so, daß andere Gäste die Klinge nicht sehen konnten. Außerdem waren die meisten durch die Musik abgelenkt worden.

Clarissa sah blaß aus. Sie saß regungslos mir gegenüber. Ihr Blick war auf das Messer gerichtet. Durch das Fenster fuhr ein neuer Luftschwall und ließ das Licht der Kerze flackern.

»Haben wir uns verstanden, Sinclair?«

»Natürlich. Das Argument ist überzeugend.« Er lachte hart. »Wußte ich es doch.«

»Dennoch möchte ich etwas wissen. Weshalb hast du mich in die Schlangenhöhle geführt?«

»Das wolltest du doch.«

»Ich wollte nicht sterben.«

»Wir hassen Neugierige. Besonders diejenigen, die aus dem Ausland zu uns kommen und sich in Dinge einmischen, die sie überhaupt nichts angehen. Klar?«

»Fast«, sagte ich. »Ich scheine eine gewisse Gruppe von Menschen nervös gemacht zu haben. Sind die Medusen...«

Seine Hand zuckte vor. Im nächsten Augenblick lag das Messer an meiner Kehle. Ich hörte Clarissas ängstlichen Aufschrei und blieb steif sitzen. Stavros hatte etwas übertrieben, das sagte ich ihm auch.

»Würdest du hier vor zahlreichen Zeugen einen Mord riskieren?«

»Aber sicher.«

»Die Polizei...«

»Macht überhaupt nichts. Keiner würde mich verraten. Und wenn, ich kenne genug Verstecke.«

»Bei den Medusen?«

»Kann sein.«

»Führ mich hin!«

Stavros war so überrascht, daß er keine Antwort geben konnte.

»Was hast du gesagt? Hinführen?«

»Ja.«

»Sinclair, du spielst mit deinem Leben.«

»Es ist immerhin mein Leben.«

»John!« Zum ersten Mal mischte sich Clarissa in unsere Unterhaltung.

»Bitte, John, laß ihn.«

»Okay.« Ich schaute Stavros in die Augen. »Du hast gewonnen, vorläufig jedenfalls.«

Er grinste breit. »Ich gewinne immer. Noch einmal, verschwindet von hier! Es ist besser. Die Insel der Toten ist nichts für euch.« Mit dieser letzten informativen Bemerkung drehte er sich um und ließ auch das Messer verschwinden.

Wären wir allein gewesen, hätte ich ihn nicht laufenlassen. So aber standen die Gäste dieses Restaurants gegen uns, das Stavros mit raschen Schritten verließ und sich auch nicht durch die lauten Rufe seiner Bekannten aufhalten ließ.

Clarissa Main entspannte sich. »Himmel, habe ich eine Angst gehabt, als er das Messer zog.« Sie tupfte mit der Serviette

Schweißperlen von der Stirn.

Ich hatte eine andere Meinung. »Das war eine Niederlage, Clarissa. Und Niederlagen mag ich überhaupt nicht.«

»Was hättest du denn machen können? Du bist den Schlangen entkommen, er hätte dich...«

Ich winkte ab. »Was hat er mit der Insel der Toten gemeint?«

»Ich weiß es nicht!«

»Denke nach. Du bist länger hier, Clarissa.«

»Das stimmt, aber den Namen habe ich nie gehört. Glaub mir. Ich weiß nicht, was er mit der Insel der Toten hatte sagen wollen. Es ist alles so schrecklich, so unfassbar.« Ich hob den Arm, weil der Kellner in unserer Nähe vorbeischlich. »Zahlen, bitte!«

Er kassierte die Rechnung und schaute uns dabei mit einem Blick an, der mehr als Worte sagte. Dieser Mann wußte Bescheid. Er hatte bestimmt mitbekommen, daß ich von Stavros bedroht worden war, enthielt sich aber eines Kommentars.

Als er verschwunden war, fragte Clarissa: »Was machen wir jetzt?«

Ich wartete mit der Antwort, weil ich erst den Beifall für den Sirtakispieler verrauschen lassen wollte. »Weißt du, wo Stavros wohnt?«

Sie bekam erschreckte Augen.

»Du weißt es nicht?«

»Ja, aber...«

»Ich möchte ihn besuchen. Die Insel der Toten interessiert mich. Ich will wissen, was es damit auf sich hat.«

»Aber er hat ein Messer.«

»Noch einmal lasse ich mich nicht von ihm überraschen. Außerdem wird er kaum Hilfe haben.«

Sie stand auf, auch ich erhob mich. Clarissa ging vor, ohne mir eine Erklärung gegeben zu haben. Erst draußen, wo der Wind zahlreiche

Gerüche durch die schmalen Straßen und Gassen wehte, begann sie wieder zu sprechen. »Hast du schon einmal Todesahnungen gehabt, John?«

»Ja, schon öfter. Ich habe in Situationen gesteckt, die man als ausweglos bezeichnen konnte.«

»So meine ich das nicht. Ich spreche von den Ahnungen, die einen Menschen plötzlich überfallen und von dem Wissen begleitet sind, daß bald endgültig Schluß sein wird.«

»Nein, nicht direkt.«

Clarissa hob die Arme und schlang sie um meinen Hals, bevor sie sich an mich preßte. »Aber ich habe sie gehabt, John. Ich kenne sie, auch jetzt habe ich sie gespürt. Es geht nicht gut, das weiß ich genau, glaube es mir.«

Mein Blick fiel dorthin, wo die Boote der Schiffer dümpelten. Auf einigen Schiffen brannten die Bordlaternen. Sie schaukelten im Rhythmus der Wellen und warfen einen gelben Hauch über die Wasseroberfläche.

Clarissa hatte Furcht. Ihr Körper zitterte. »Die Ahnung war noch nie so schlimm wie jetzt!« flüsterte sie dicht neben meinem Ohr. »Wirklich, John, ich kann es nicht...«

»Aber wir müssen weitermachen. Vielleicht solltest du tatsächlich nach England zurückfliegen und...«

»Nein!« Clarissa widersprach heftig und entfernte sich von mir. »Das auf keinen Fall. Ich käme mir vor wie eine Verräterin. Ich bin gekommen, um meinen Bruder zu finden, diesen Vorsatz will ich auch halten, verstehst du?«

»Natürlich.«

Die Luft war wunderbar. Die Menschen besaßen eine gewisse Fröhlichkeit, die von innen her kam und nicht aufgesetzt wirkte. Ob Tourist oder Einheimischer, in dieser herrlichen Nacht würde man sich verstehen, und der Wein würde in Strömen fließen, um die

Gefühle anzuheizen.

»Du hast mir noch nicht gesagt, Clarissa, wo Stavros wohnt.«

Sie atmete seufzend. »Willst du noch immerzu ihm?«

»Ich muß, Mädchen. Es ist unsere Spur. Die Insel der Ioten, denk daran. Er hat den Namen nicht umsonst genannt.«

»Ja, das denke ich auch.«

»Also, wo finde ich ihn?«

»Nicht weit von hier. Menschen wie er wohnen auch in der Szene, wie man so schön sagt.«

»Dann laß uns gehen.«

Clarissa nickte. Es war ihr anzusehen, wie schwer ihr der Entschluß gefallen war. Sie nahm mich bei der Hand. Wahrscheinlich wollte sie Sicherheit haben. Wenn ich daran dachte, daß sie mir das Leben gerettet hatte und ich sie jetzt anschaute, so war dies schon ein gewaltiger Unterschied. Von ihrer Forscheit war nichts mehr geblieben. Sie mußte sich sehr stark fürchten.

Der kleine Ort Galatas lag direkt am Meer. Hinter den Häusern stiegen die Felsen in die Höhe. Eine wilde Gebirgslandschaft, durch die schmale Straßen führten, um das Innere der Insel erreichbar zu machen. Es waren auch zahlreiche Häuser an den Hängen oder in die Felsen gebaut worden. Sie alle lagen über dem Hafen und dem Zentrum des Ortes, wo die unzähligen kleinen Läden noch bis zum späten Abend geöffnet hatten.

Ich war in einer kleinen Pension abgestiegen, deren Lage man als sehr romantisch bezeichnen konnte. Das Haus stand auf einem kleinen Plateau. Vom Zimmerfenster aus fiel der Blick bis weit über das Meer und hinaus zu den kleinen vorgelagerten Inseln. Mit dem Auto hatte ich Mühe gehabt, das Plateau zu erreichen. Die Straße war sehr eng und entsprechend kurvenreich.

Stavros' Wohnung lag nicht so weit oben. Um sie zu erreichen, mußten wir zwar ebenfalls durch schmale Gassen und auch

manchmal Treppen steigen, sehr bald schon konnten wir auf einer Höhe bleiben und gingen in Richtung Westen.

Die Geschäfte waren verschwunden. Die Häuser hier lagen im Schatten der Berge. Jedes Haus war hell gestrichen, die meisten Fensterläden standen offen, frischer Wind wehte durch die Räume. Er brachte die Echos der Stimmen mit oder den Klang von Musik.

Die Griechen waren ein fröhliches Volk. Sie liebten es, zu feiern und zu leben.

Viele Bewohner saßen vor ihren Häusern oder auf den kleinen Balkons. Windlichter erzeugten eine romantische Stimmung. Überhaupt liebten die Menschen hier das Licht der Kerzen.

Vor einer sehr schmalen Gasse, mehr einer Durchfahrt, blieb Clarissa stehen. »Hier ist es«, sagte sie. »Müssen wir durch?«

»Ja.«

»Und wo wohnt er genau.«

Sie zeigte in die Schwärze. »Wir müssen noch weiter. Das letzte Haus auf der rechten Seite.«

»Du warst schon mal hier?«

Clarissa schüttelte den Kopf. »Nein, aber Stavros ist bekannt. Jeder weiß, wo er wohnt.«

»Gut.«

Wir tauchten ein. Es war der richtige Ausdruck. Rechts und links begleiteten uns fensterlose Fassaden. Nur weiter vorn sahen wir einen hellen Schimmer. Er fiel von oben her und besaß kaum Kraft, um den Boden zu erreichen.

»Wir müssen zum Licht.«

»Das ist immer gut.« Ich nahm Clarissa wieder an die Hand. Am Gegendruck spürte ich, daß ihr die Berührung gefiel. Die Gasse endete auf einem kleinen Platz. Zur Rückseite hin schloß ihn eine Felswand ab. Eine provisorisch hineingeschlagene Treppe führte hoch. Hellrote Punkte glühten in der Dunkelheit. Vor der Felswand

saßen Männer und saugten an ihren Zigaretten. Als wir näher herankamen, sahen wir ihre faltigen Gesichter. Sie nickten uns zu.

»Ist Stavros da?« Clarissa sprach sie auf griechisch an.

»Wir haben ihn nicht gesehen.«

Das Mädchen schaute nach rechts. »Hinter dem Fenster brennt kein Licht!«

»Er kommt oft im Dunkeln.«

»Wir werden nachschauen. Ich danke euch.«

»Schon gut.«

Die Fassade war dunkler. Sie paßte sich in der Farbe den Felswänden an. Um besser sehen zu können, schaltete ich meine Lampe ein. Der Kegel huschte über die Hauswand und erreichte auch eine alte Holztür, die aus zwei Teilen bestand. Die rechte Hälfte war offen. Ich betrat das Haus zuerst. Ein kühler Gang nahm uns auf. Es roch nach Essen und Wein.

Das Licht fand auch die Stufen einer Treppe. Sie bestand aus Stein, war nicht sehr glatt und führte in die oberen Etagen. Das Geländer bestand aus Eisen.

»In welcher Wohnung...?«

Clarissa ließ mich nicht zu Ende sprechen. »Ihm gehört die gesamte Etage oben.«

»Du kennst dich doch gut aus.«

»Das weiß man hier. Schließlich habe ich mich mit ihm beschäftigt. Durch Stavros habe ich verschiedene Spuren auf tun können. Die Medusen, verstehst du?«

»Klar.«

Wir hatten den Fuß kaum auf die erste Stufe gesetzt, als wir einen entsetzlichen Schrei hörten, der aus der oberen Etage zu uns herabgellte...

Ich wurde zum Tiger!

So jedenfalls kam ich mir vor, als ich mit einem gewaltigen Startsatz die ersten vier Stufen hinter mich brachte. Meine Rechte klatschte auf den Handlauf des Geländers. Unter der Haut spürte ich das kühle Eisen wie einen Strich.

Lichtschalter schien es hier nicht zu geben. Ich erreichte einen dunklen Flur. Die Beretta hielt ich in der rechten Hand. Schatten drangen von allen Seiten auf mich zu, hinter mir hörte ich das Atmen meiner Begleiterin. Der Schrei war verklungen. Abrupt hatte er gestoppt. Stille umgab uns. Ich riskierte es und schaltete meine Lampe ein. Das Licht erhellte den schmalen Flur.

Zwei Türen standen offen. Durchzug entstand.

Die Tür lag an der rechten Seite. Sie war aus leichtem Holz gebaut, da sie sich im Durchzug bewegte.

»Bleib du zurück!« hauchte ich Clarissa zu. »Ich schaue mir den Raum mal an.«

So dunkel, wie ich gedacht hatte, war es doch nicht. Aus der offenen Tür fiel ein schwacher Lichtschein, den ich erst sah, als ich meine Lampe gelöscht hatte.

Clarissas Hand rutschte von meiner Schulter ab, als ich den ersten Schritt nach vorn ging. Mit dem dritten hatte ich die Tür erreicht, holte noch einmal Luft und wischte um sie herum, hinein in das Zimmer, wo eine Lampe aus buntem Glas brannte und ihren Schein auf eine Gestalt ergoß, die regungslos auf einer Couch lag.

Es war Stavros!

Ich sah auch das offene Fenster in seiner Nähe, rannte hin und schaute hinaus.

Manchmal hat man Glück. So erging es mir mit dem fahlen Mondlicht. Es floß über die blanken Felsen, die an manchen Stellen wie ein Spiegel wirkten. Auch dort, wo ich die Gestalt weglaufen sah. Sie turnte geschickt über das Gestein. Wenn ich mich nicht irrte, handelte es sich bei ihr um eine Frau.

Blonde Haare wehten wie ein Schleier, das Gewand flatterte im herabfallenden Wind, und die Frau drehte sich noch einmal um, bevor sie verschwunden war.

Ein Felsvorsprung hatte mir die Sicht auf sie genommen. Hinter mir hörte ich erstickt klingende und schluchzende Laute. Clarissa war mir gefolgt und hatte sie ausgestoßen.

»John...«

Sie stand neben der Couch und hielt beide Hände gegen ihre Wangen gepreßt. Ich drückte sie zur Seite, damit ich den Griechen besser erkennen konnte. Er lag vor uns wie tot.

Aber er war noch nicht gestorben. Er lebte. Sein Gesicht war zu einer fürchterlichen Grimasse verzerrt. Einen Arm hatte er angewinkelt und so weit erhoben, daß er auf dem Unterkörper lag. Die Hand war gekrümmt, so daß die Finger eine Klaue bildeten und mit ihren Nägeln nach unten zeigten.

Alles war so steif und bewegungslos. Ich bekam meinen fürchterlichen Verdacht bestätigt, als ich meine Rechte auf seinen Oberschenkel drückte und keine Haut mehr spürte. Dafür jedoch einen ungewöhnlich harten Widerstand.

»Stein«, sagte ich leise. »Sein Bein besteht aus Stein.«

Und nicht nur sein Bein. Auch die anderen Teile des Körpers waren bereits versteinert.

Bis auf das Gesicht!

Stavros erkannte uns. Er bewegte seine Lippen, über die Speichel rann. Ich ahnte, was er wollte und beugte mich so weit zu ihm hinunter, daß er flüsternd sprechen konnte und ich ihn auch verstand.

»Insel der Toten... Besuch bekommen... Medusen... sie haben... sie haben...«

»Wo ist die Insel?«

»Nicht weit... Hydra... Vorsicht... die Gärten... das Blut der Medusa. Ein Erbe... sie haben es...«

Es waren seine letzten Worte. Dafür hörten Clarissa und ich ein widerliches Knirschen, das uns beiden eine Gänsehaut über den Rücken trieb. Der Mund blieb so verzerrt, wie er bei den letzten Worten des jungen Griechen gewesen war. Die Augen verloren das Leben. Vor uns lag ein versteinertes Toter.

Ich wandte mich ab.

Clarissa schaute mich an, ohne mich eigentlich zu sehen. Ihr Blick war nach innen gekehrt. Zum ersten Mal hatte sie diesen Schrecken der Medusen erlebt. Sie wußte nun, wie diese Wesen es schafften, die Menschen zu vernichten.

»Erstarrt!« hauchte sie mit einer ihr selbst fremden Stimme. »Er ist zu Stein geworden.«

»Ja, die alte Legende oder der alte Fluch hat sich auf schlimme Art und Weise erfüllt.«

»John — wieso?«

»Es war eine Frau«, sagte ich leise. »Ich habe sie sogar gesehen, als ich aus dem Fenster schaute. Sie mußte ihn besucht haben. Sie schaute ihn an...«

»Dann sind bestimmt Schlangen auf ihrem Kopf gewachsen, nicht wahr?«

»Das kann sein.« Ich dachte an die blonden Haare. »Wenn es stimmt, müssen sie sehr hell gewesen sein.«

»Sie haben sich gerächt«, hauchte Clarissa. »Sie haben sich schrecklich gerächt. Ich begreife das alles nicht.«

»Laß uns gehen.«

»Und die Polizei?«

»Wir werden sie nicht informieren. Andere Dinge sind jetzt wichtiger. Durch lange Verhöre würden wir zuviel Zeit verlieren.«

Clarissa hob die Schultern. »Andere werden den Schrei auch gehört haben.«

»Bestimmt sogar, nur sind sie nicht gekommen, um nachzuschauen,

das ist der Unterschied.« Ich ging tiefer in den Raum hinein und schloß das Fenster, um den Durchzug zu stoppen. Für die Dauer einiger Herzschläge schaute ich wieder gegen die Felsen, wo sich noch immer das Mondlicht wie ein blasser Spiegel abzeichnete.

Von der Frau sah ich nichts mehr. Entweder war sie längst zu ihren Medusen zurückgekehrt, oder sie beobachtete das Haus aus ihrem Versteck hinter der Felsnase.

Die Medusen gingen mir nicht aus dem Kopf. Ich war mir so gut wie sicher, daß eine von ihnen den Griechen Stavros auf dem Gewissen hatte. Er war zu Stein erstarrt, er mußte seiner Mörderin ins Gesicht gesehen haben.

So wie es die Sage erzählte. Ich dachte auch daran, daß es nicht nur eine Medusa war — das wäre schon schlimm genug gewesen —, nein, es waren mehrere. Eine Gruppe.

Vielleicht vier, fünf oder ein ganzes Dutzend. Der Gedanke daran bereitete mir Angst.

»John, bitte.« Ich drehte mich um. Clarissas Stimme hatte bittend geklungen.

»Sollen wir nicht gehen?«

»Gleich. Ich möchte mich nur ein wenig umschauen. Vielleicht finden wir noch Spuren.«

»Von seiner Mörderin?«

»Das wohl nicht, aber Stavros kannte sich aus. Er hatte viel gewußt. Möglicherweise war er der Verbindungsmann zwischen den Medusen und den Verschwundenen, zu denen auch dein Bruder zählte, Clarissa. Geh du auf den Flur, ich durchsuche hier das Zimmer.«

»Sicher.« Sie warf dem Versteinerten noch einen scheuen Blick zu und verließ den Raum.

Stavros mochte zwar bei seinen Leuten geprotzt haben, die Einrichtung dieses Raumes war jedoch nicht besonders. Die alte

Couch, ein ebenso alter Schrank, ein Lappen von Teppich, das war es auch schon. Kein Tisch und kein Stuhl, weder ein Bild noch eine Tapete an den Wänden. Ich öffnete die Schranktür, die mir fast entgegengefallen wäre, so locker saß sie in den Angeln.

Das Licht reichte nicht aus, um das Innere des Schanks auszuleuchten, deshalb nahm ich wieder meine eigene Leuchte. Vielleicht waren früher einmal Regalbretter in dem Schrank gewesen. Jetzt sah ich nichts mehr davon. Auf dem Boden lag ein Haufen schmutziger Wäsche, die widerlich roch.

Clarissa wartete an der Tür. Ich kam schulterhebend zu ihr. »Tut mir leid, nichts gefunden.«

»Er bewohnte noch andere Räume.«

»Da wollte ich auch nachsehen.«

Eine schmutzige Küche beherbergte noch schmutzigeres Geschirr. Wir fanden einen Schlafraum und daneben ein Bad, das sogar ziemlich modern war, denn es gab eine Dusche.

In einem anderen Raum auf der gegenüberliegenden Seite lagen Fitneßgeräte wie Hanteln und Eisengewichte. Sie verteilten sich auf dem Boden. Über sie stieg ich hinweg und ging auf den Schreibtisch unter dem Fenster zu. Ein altes Stück, auf dessen Platte nur mehr ein Würfelbecher stand, aus dem mehrere Kugelschreiber schauten. Ich öffnete die einzelnen Schubladen der Reihe nach. Keine Papiere, nur ein kleiner Kalender. Oft enthalten diese kleinen Bücher interessante Telefonnummern und Notizen.

Ich steckte das Buch ein. Clarissa war im Gang zurückgeblieben. »Bist du jetzt fertig?«

»Ja, wir können gehen.«

Ich sah ihre Erleichterung. Als wir an dem Zimmer des Toten vorbeigingen, schloß ich noch die Tür. Erst draußen im Hof atmete Clarissa auf. Auch mir war wohler geworden.

Noch immer glühten die beiden Punkte in der Dunkelheit. Die alten

Männer hatten Zeit. Vielleicht würden sie die ganze Nacht über dort sitzen und sich unterhalten.

Clarissa wollte sich an ihnen vorbeidrücken, aber einer der Männer sprach sie an. Das Mädchen blieb stehen. »Antworte ruhig!« flüsterte ich ihr zu. »Er wird dich nicht verraten.«

Sie trat näher.

»Was wollen Sie...?«

»Lebt er nicht mehr?«

Clarissa drehte mir den Kopf zu und übersetzte flüsternd.

»Sag die Wahrheit.«

»Er ist tot.«

»Das mußte ja so kommen«, erklärte der Mann. »Er war kein guter Mensch, er hat es übertrieben. Er hat andere Menschen nur benutzt. Wir sahen eine Frau mit goldenen Haaren...«

»Ich... ich es weiß nicht.«

»Viel Glück, Kind. Und gib acht, die Medusen sind zurückgekehrt. Sie sind zahlreich...«

Nach dieser Warnung standen die beiden Alten auf, warfen ihre Kippen weg, traten die Glut aus und verschwanden in einem handtuchschmalen Hauseingang.

Nach der Übersetzung fragte mich Clarissa, was ich von dem Gespräch hielt.

»Es war interessant. Anscheinend wissen mehr Menschen über die neuen Medusen Bescheid, als wir bisher angenommen haben. Die sind fast wie eine Pest.«

Wir schritten nebeneinander der normalen Straße entgegen. »Was sollen wir jetzt unternehmen, John? Wir stehen doch wieder am Beginn. Stavros ist tot, die Spur erloschen.«

»Nicht ganz«, widersprach ich. »Erinnere dich an die letzten Worte, bevor Stavros starb. Er hat die Insel der Toten erwähnt und auch das Blut der Medusa.«

»Ja und?«

»Einen Zusammenhang sehe ich noch nicht. Doch ich bin fest davon überzeugt, daß es einen gibt. Zudem ist da noch ein Begriff gefallen. Ein Wort, das mir zu denken gibt. Hydra.«

Wir waren in der Nähe einer blassen Straßenlaterne stehengeblieben. Der Lichtschein machte unsere Gesichter fahl. Nicht weit entfernt knutschte ein Pärchen schon jugendgefährdend.

»Das ist eine Schlange«, sagte Clarissa. »Sie besitzt mehrere Köpfe. Wenn man ihr einen abschlägt, wachsen sofort zwei andere nach. So ist es doch, nicht wahr?«

»Ja, stimmt. Es scheint so, als müßten wir zudem noch eine Hydra suchen.«

Clarissa Main überlegte eine Weile. »Vielleicht auch nicht«, sagte sie plötzlich.

»Wie meinst du das?«

»John, ich bin schon länger hier.« Ihre Stimme klang plötzlich aufgeregt. Sie bekam auch rote Wangen. »Es kann noch eine andere Möglichkeit geben. Nicht weit entfernt von hier gibt es eine Insel, die heißt auch Hydra.«

Ich schaute Clarissa in die Augen und begann leise zu lachen.

»Mädchen, das ist es.«

»Wieso?«

»Das ist der Hinweis, das ist die Spur. Das ist hervorragend. Denk mal daran. Eine Insel, die Insel der Toten, von der Stavros gesprochen hat. Kann sie nicht Hydra heißen?«

»Ja, das geht wohl.«

Ich klatschte in die Hände. »Zahlreiche Menschen sind verschwunden, unter anderem auch dein Bruder, Clarissa. Wo kann man sie besser verstecken als auf einer kleinen Insel?«

»So klein ist die gar nicht. Sie liegt aber nicht weit entfernt. Vielleicht zwanzig Kilometer.«

»Wunderbar, das ist zu schaffen.«

»Und wann?«

Ich lächelte sie an. »Morgen schon, Clarissa...«

Sie lagen sich gegenüber wie zwei Majestäten!

Zum einen die Staatsoper, dieses ehrwürdige alte Gebäude, in dem die größten Stimmern der Welt schon zu Gast gewesen waren, und zum anderen das ehrwürdige Hotel Bristol, in dem die alte Tradition mit einem hochmodernen Komfort eine saubere Mischung eingegangen war. Auch im Bristol hatte schon viel Prominenz übernachtet, und an diesem herrlichen Septembertag, an dem die Stadt an der Donau vom Sonnenschein verwöhnt wurde, wohnten zwei Gäste aus London in der zweiten Etage, die für eine Woche nach Wien gekommen waren, um den Charme dieser Stadt mal richtig genießen zu können. Es waren Sheila und Bill Conolly, Freunde des Geisterjägers John Sinclair. Häufig waren auch sie schon mit Dämonen und anderen finsternen Wesen konfrontiert worden.

Davon allerdings wollte Sheila nichts wissen, auch nicht in Wien, obwohl Bill der Reise nur so schnell zugestimmt hatte, weil sich in seinem Hinterkopf ein gewisser Gedanke festgesetzt hatte, der nicht einmal eine Idee war, doch er hatte vor John Sinclairs Abflug nach Griechenland noch mit seinem Freund gesprochen.

John war wegen einer bestimmten Sache in die Ägäis gereist. Es war um verschwundene junge Männer gegangen, von denen man einen als Versteinerten gefunden hatte. Versteinert, als hätte er in das Atlitz einer Medusa geschaut.

Und in Wien gab es ebenfalls eine Medusa. Dieses Bild war der Mittelpunkt einer Ausstellung des Manierismus, die wegen ihrer Einmaligkeit sehr schnell über die österreichischen Grenzen hinweg bekannt geworden war und auch den Reporter Bill Conolly hatte

aufhorchen lassen. Außerdem gehörte Bill zu den Leuten mit den besten Beziehungen. Er hatte einen Tag vor der Reise noch mit einem österreichischen Kollegen gesprochen, und der war erfreut gewesen, daß die Conollys nach Wien kommen wollten.

»Oder hast du auch von dem Mord gehört?« war Bill gefragt worden. So etwas machte einen Mann wie ihn natürlich aufmerksam. Bill hatte nachgehakt und erfahren, daß ein Nachtwächter im Künstlerhaus auf ungewöhnliche Art und Weise ums Leben gekommen war. Man hatte ihn vor dem Medusenbild tot aufgefunden. Tot und erstarrt. Es war keine Leichenstarre gewesen, nein, der Mann war versteinert. Natürlich kannte Bill Conolly die Medusa-Saga. Wer die schöne Frau mit dem Schlangenhaar ansieht, wird zu Stein. So stand es geschrieben, so wurde es erzählt.

Täglich jedoch gingen zahlreiche Besucher an diesem Bild der Medusa vorbei, ohne zu Stein geworden zu sein. Was war also mit dem armen Menschen geschehen?

Das wollte Bill natürlich herausfinden, aber er hatte mit Sheila, seiner Frau, darüber noch nicht gesprochen. Sie war wohl begeistert davon gewesen, dem Künstlerhaus am Karlsplatz einen Besuch abzustatten, denn so etwas gehörte zu ihren Hobbies.

Das Frühstück im Flotel war hervorragend gewesen, das Wetter ebenso, und nichts hielt die beiden in den Räumen. Sie hatten sich locker angezogen, der Sonnenschein lockte nach draußen, und als sie um die Ecke bogen, lag vor ihnen das prächtige Gebäude der Staatsoper. Sheila spielte Touristin, sie hob ihren Fotoapparat und schoß von der Staatsoper einige Aufnahmen.

»Die sitzen«, sagte sie und lachte ihren Mann an. Sheila trug ein sehr helles Kleid. Dazu eine rehbraune, sehr dünne Jacke, deren Stoff bis zu den Hüften floß.

»Gut.«

»Und jetzt?«

»Sollen wir schon die Ausstellung...?«

»Moment mal.« Sheila schaute ihren Mann scharf an. Hinter ihnen floß der Verkehr vorbei, der am Sacher abbiegen mußte, weil dort die Fußgängerzone begann.

»Was wolltest du sagen, Liebling?«

»Ich wundere mich über dich.«

»Wieso?« Bill machte ein harmloses Gesicht. »Darf ich denn nicht mal in ein Museum...?«

»Das schon, Bill. Aber ich kenne dich. Du bist doch sonst nicht so scharf darauf, dir irgendwelche Ausstellungen anzuschauen. Woher kommt dein plötzliches Interesse?«

»Ich habe dich erst darauf aufmerksam gemacht.«

»Das stimmt. Und was ist der Grund?«

»Mich interessieren die Bilder eben.«

»Das glaube ich dir nicht so ganz.«

»Und weshalb nicht?«

»Weil ich dich kenne. Außerdem wolltest du dich noch mit jemandem treffen.«

»Es ist ein Kollege.«

»Nur so?«

»Ja. Ich habe mich für heute mit ihm verabredet. Wenn du unbedingt die Kärntener Straße mit ihren Geschäften durchlaufen willst, ich habe nichts dagegen. Da rufe ich Erich an und sage ihm Bescheid, daß wir uns später treffen.«

»Nein, nein, die Geschäfte laufen uns nicht weg. Wir werden uns die Ausstellung ansehen.«

»Danke.« Bill hauchte seiner Frau einen Kuß auf die Wange. »Du bist die Beste von allen.«

Sheila trat zurück. »Mein lieber Bill, ich traue dir nicht über den Weg. Wir kennen uns einfach zu lange. Wie heißt dein Kollege noch?«

»Erich Tarknet.«

»Den Namen habe ich nie gehört.«

»Ich kenne ihn von früher.«

Sheila legte die Stirn in Falten. »Komisch, Bill, deine anderen Kollegen sind mir fast alle persönlich bekannt, nur dieser Wiener nicht.«

»Er... er kommt aus Linz.«

»Spielt keine Rolle, Bill. Ich habe das Gefühl, daß du mir etwas verschweigst.«

»Was denn?«

Sie hakte sich bei ihrem Mann ein. »Laß uns gehen. Es hat keinen Sinn, mit dir zu diskutieren.« Sie hob die Schultern. »Nun ja, vielleicht irre ich mich auch.«

In der Wiener Innenstadt — oder um Graben und Ring herum — kann man alles zu Fuß erreichen. Es wäre Unsinn gewesen, sich eines Taxis zu bedienen, vor allen Dingen bei diesem herrlichen Wetter. Sie mußten den Kärntener Ring überqueren und blieben dann auf der Kärntener Straße, die auch zum Karlsplatz führte, wo das Gebäude lag, in dem die Ausstellung stattfand.

Die Wiener Innenstadt zeichnete sich nicht allein durch ihre alten, ehrwürdigen Gebäude aus, es war auch viel Grün vorhanden. Prachtige, alte Bäume, die manch historisches Bauwerk wie einen Schutzmantel umgaben. So war es auch am Karlsplatz, wo sich zwei U-Bahn-Stationen gegenüberlagen.

»Und wo wartet dein Freund?« fragte Sheila.

»Vor dem Eingang.«

Daß die Ausstellung etwas Besonderes war, hatte sich auch bei den Wienern herumgesprochen. Die Besucherzahlen waren außergewöhnlich hoch, und selbst an diesem herrlichen Vormittag bewegten sich mehrere Besucher auf den Eingang zu, wo ein Mann stand und Zeitung las. Er hatte die Kronen-Zeitung so aufgeschlagen,

daß Bill sie kaum übersehen konnte, und ein Lächeln umspielte seine Lippen, das Sheila nicht verborgen geblieben war.

»Ist das dieser Tarknet?«

»Ja.«

»Weshalb versteckt er sich?«

Bill winkte ab. »Es war ausgemacht. Wir haben uns jahrelang nicht mehr gesehen.«

»Um so komischer, daß ihr euch hier treffen wollt, um in die Ausstellung zu gehen.«

Bill gab keine Antwort mehr, denn er hatte den Mann mit der Zeitung erreicht. Mit der Fingerspitze klopfte er gegen das Papier. »Hallo Erich, schlaf nicht ein.«

Tarknet rührte sich nicht. Erst jetzt fiel Bill auf, daß er sich an die Außenwand gelehnt hatte.

»Nimm ihm doch mal die Zeitung weg«, sagte Sheila. Bill zog sie ihm aus den Fingern. Fetzen blieben hängen. Das Papier fiel Bill aus der Hand, als er in Tarknets Gesicht schaute. Es war regungslos, versteinert.

Vor den beiden Conollys lehnte ein Toter an der Wand!

Sheila war einiges gewohnt. Sie schrie nicht, sie preßte nur die Hand gegen ihren Mund und wurde fast so bleich wie der vor ihr stehende Tote. Ein schauriger Gruß aus dem Jenseits inmitten einer lebhaften Stadt.

Er stand so, daß er nicht fallen konnte. Die Gesichtshaut war grau wie helle Asche geworden. Die Augen wirkten wie mit Glasfarbe in das Gesicht gezeichnet. Sein semmelblondes Haar lag glatt am Kopf. Die Lippen waren so blaß, daß sie sich kaum abhoben. Wer nicht mit den Dingen vertraut war, hätte ihn für einen völlig normalen Menschen halten können, der einfach nur dastand und wartete.

»Die Medusa«, flüsterte Bill, »mein Gott.« Er blickte auf Sheila,

die allmählich ihren Schrecken verlor und auch wieder Farbe bekam.

Sie ging auf den Versteinerten zu und faßte ihn an. Dabei klopfte sie sogar gegen dessen Arm und spürte unter dem Knöchel den harten Widerstand. »Stein!« hauchte sie. »Wie Stein. Du hattest recht, Bill.«

»Es war die Medusa.«

»Aber wo?«

»Im Museum.«

Der Tote war niemandem aufgefallen. Die Besucher schlenderten, gingen oder eilten dem Eingang zu, je nach Temperament. Wien war eingepackt in einen lauen Altweibersommer-Morgen. Der Geruch von Herbstblumen wehte über den Platz. Die Sonne hielt sich hinter den grünen Kronen der Bäume verborgen. Vögel zwitscherten freudig. Der Tag war einfach herrlich. Nur der Tote störte.

Er brachte diesen kalten Hauch aus dem Reich des Todes in die normale Welt.

Bill hob die Schultern. »Ich frage mich, wie es Erich Tarknet geschafft hat, noch nach draußen zu gelangen.«

»Vielleicht hat er die Medusa hier gesehen.«

»Das glaube ich nicht. Es geht einzig und allein um dieses verdammte Bild im Innern.«

Sheila nickte. »Ich meine, Bill, daß jetzt eine Erklärung deinerseits fällig ist. Findest du nicht auch?«

»Ja, das stimmt.«

»Wir sind also nicht rein zufällig nach Wien geflogen?«

Der Reporter lächelte. »Das irgendwie schon«, sagte er. »Als du fliegen wolltest, paßte mir das sehr gut in den Kram. Ich hatte von Erich gehört, was hier passiert war. Daß ein Nachtwächter versteinert ist. Und ich wußte gleichzeitig von John, daß er in Griechenland sich ebenfalls mit dem Fall der Medusa beschäftigt.«

»Hast du denn da einen Zusammenhang gesehen?«

Bill ging einige Schritte zur Seite, und Sheila folgte ihm. »Es wäre

natürlich vermessen, hier eine Gemeinsamkeit herstellen zu wollen. Unmöglich ist es auch nicht.«

Sheila schaute zu Boden. Das freudige Lächeln des Morgens war aus ihrem Gesicht verschwunden. Sehr ernst starrte sie zu Boden. »Sollen wir die Polizei anrufen?«

»Nein.«

Sheila überraschte die Antwort. »Was willst du dann machen?«

»Hineingehen.«

Sheila schlug gegen ihre Stirn. »Dann möchtest du auch versteinern, oder wie sehe ich das?«

Bill lächelte. »Das habe ich nicht vor. Andere versteinern auch nicht. Wir können uns das Bild ruhig anschauen.«

»Und weshalb ist dein Kollege zu Stein geworden?«

»Das möchte ich eben herausfinden. Ich hatte vor, es mit ihm gemeinsam zu versuchen. Jetzt sind wir beide allein.«

Sheila fragte: »Du gehst also davon aus, daß ich deine Verrücktheiten mitmache?«

»Willst du nach London?«

»Sicher nicht.«

»Was sollen wir dann deiner Meinung nach tun?«

»Ich möchte mit der Sache nichts zu tun haben. Wir kümmern uns nicht darum.«

»Das geht nicht.«

»Und weshalb nicht?«

»Weil wir einfach drinhängen. Ich sehe es als eine Verpflichtung an, mich um diesen Fall zu kümmern.« Er wechselte das Thema.

»Hast du einen Spiegel mit dabei?«

»Sicher. Einen kleinen Schminkspiegel.«

»Das ist gut. Wir werden uns das Bild der Medusa durch einen Spiegel anschauen.«

»Wie Perseus damals, als er ihr den Schädel abschlug.«

»Genau.«

»Bill, das ist doch verrückt. Die Medusa ist tot. Sie ist oder sie war eine Legende.«

»Und Erich Tarknet? Ist sein Ableben auch eine Legende, liebe Sheila?«

»Nein, das nicht.«

»Da haben wir's.«

»Überlasse das anderen Leuten.«

»Wem denn?«

Sheila wußte auch keine Antwort. Sie meinte nur: »Wenn John aus Griechenland zurückgekehrt ist, kann er sich darum kümmern. Wir können auch Suko Bescheid geben, damit er in einer offiziellen Mission nach Österreich reist und die zuständigen Stellen hier unterstützt. Das ist alles möglich, und wir halten uns raus.«

»Dein Vorschlag ist nicht schlecht, Sheila. Er kostet nur Zeit. Die haben wir bestimmt nicht.«

Sie wußte, wann es keinen Sinn mehr hatte, zu widersprechen. Es gab einen Punkt bei Bill, da konnte gesagt werden, was auch immer. Da blieb er stur. Sheila blieb nichts anderes übrig, als ergeben die Achseln zu zucken und sich in das Schicksal zu fügen.

Ihr Mann war bereits vorgegangen. Sheila schaute noch auf ein Plakat, das nachträglich an einem Leiterständer angebracht worden war. Sie sah einen Abdruck des Bildes und unter ihm auch einen entsprechenden Text.

Sheila las halblaut. »Eine griechische Sagengestalt, die jeden versteinerte, der in ihre Augen schaute, verzaubert die Stadt an der Donau.« Das stimmte tatsächlich. Bereits mehr als 200000 Personen hatten die Ausstellung besucht, in deren Mittelpunkt eben die mythische Gestalt der Medusa stand.

Daß ein Nachtwächter versteinert war, hatte man sehr wohl von offizieller Seite unterdrückt. Bill hatte es eigentlich nur seinen guten

Beziehungen zu verdanken, daß er überhaupt Bescheid wußte.

Er hatte die Karten schon gelöst. Bereits in der Halle war etwas von der Pracht zu spüren. Hier wehte der Atem der Geschichte der in Wien an fast jeder Ecke zu spüren war. Eine große Flügeltür stand offen. Hier befanden sich auch die beiden Kartenkontrolleure. Bill schaute sich um und entdeckte so unverdächtig aussehende Personen, daß sie schon fast verdächtig wirkten. Aufpasser, Wächter, die sicherlich auch bewaffnet waren.

Als sie den ersten prunkvollen Ausstellungsraum betreten hatten, wurde das eigentlich Motiv der beiden Conollys von dieser gewaltigen Pracht in den Hintergrund gedrängt.

Es waren phantastische Bilder, die sie zu sehen bekamen. Nicht nur Gemälde aus dem sechzehnten Jahrhundert wie der »Triumph des Frühlings« von Antoine Caron, sondern auch Arbeiten aus dem vergangenen Jahrhundert, wie das Gemälde »Perseus mit dem Medusenschild«, ein Werk des Spaniers Miguel Vilä um 1887. Es war mit Ölfarben auf Holz gemalt worden.

Die Conollys blieben davor stehen. Beide waren sie beeindruckt. Aber auch von den anderen Werken, die immer nur mystische Motive zeigten, wie auch die Bronzestatue »Nympe und Satyr«, geschaffen von einem italienischen Meister und mit einem Hauch von Pornographie gewürzt. Wie hingegossen lag die Nympe auf einer Chaiselongue und erwartete den ziegenbeinigen Satyr.

»Hast du so etwas schon einmal gesehen?« fragte Bill.

Sheila schüttelte den Kopf. »In dieser Anhäufung, nein. Man weiß nicht, wo man zuerst hinschauen soll.«

»Wir suchen die Medusa!«

Sie sagte nichts, schaute Bill nur scharf an und faßte dann nach seiner Hand.

Das Bild war einfach nicht zu übersehen, obwohl sie es noch nicht entdeckten, da es von zahlreichen Besuchern umlagert wurde. Die

Conollys wußten sofort, daß es sich nur um das Medusenbild handeln konnte.

Im Hintergrund blieben sie stehen und lauschten den geflüsterten Kommentaren der Besucher.

Die meisten waren angetan. Nur wenige fürchteten sich. Eine Frau sagte: »Sie hat so etwas Lebendiges in den Augen.«

Ihr Begleiter lachte. »Gib acht, daß du nicht zu Stein wirst, wenn du sie anschaust.«

»Hör auf.« Sheila und Bill konnten über diese Worte nicht lachen. Sie wußten es besser.

Der Reporter ging langsam vor. Seine Sohlen schleiften dabei über den Boden. In der Nähe lag ein wertvoller Teppich, den die beiden umgangen hatten.

Die Lampen waren raffiniert angebracht. Sie strahlten die Bilder an, ohne die Betrachter dabei zu blenden.

Einige Besucher wandten sich ab. Rasch füllte Bill einen Teil der Lücke aus, die sie hinterlassen hatten. Auch Sheila war mitgekommen. Sie stand etwas versetzt neben ihm.

Zum ersten Mal sahen die beiden sich das Gemälde genau an, und Bill hielt unwillkürlich den Atem an, wobei sich gleichzeitig ein Schauer auf seinem Körper bildete.

Sheila erging es ähnlich. Er vernahm auch ihr leises Räuspern und den scharfen Atem. »Was ist?«

»Ich weiß nicht, Bill, aber spürst du es nicht auch?«

»Ja, aber ich kann es nicht erklären.«

»Lebt es?«

»Ich weiß nicht.«

Beide hatten das Gefühl, allein vor dem Gemälde zu stehen und nur das Gesicht zu sehen. Die Augen besaßen eine magische Anziehungskraft. Sie wirkten wie tiefe Seen, die Menschen förmlich hineinzogen. Opfer dieser Magie ertranken.

War die Medusa eine Frau, ein Engel, oder eine Göttin? Wahrscheinlich alles in einer Person. Der Künstler hatte es zudem geschafft, diese Eigenschaften genau hervorzuholen. Möglicherweise lag es auch am Lichtstrahl, der diesem Bild so etwas wie ein lebendiges Flair gab. Die Augen lebten, sie schauten fordernd, weich und auch gefährlich, je nachdem, aus welchem Winkel man sie betrachtete. Eine blasse Hautfarbe vom Grund her, und dennoch nicht kalt. Diese Haut lebte, sie schien vom Blut durchpulst zu werden, das allerdings den Mund ausließ. Er zeigte einen verführerischen Schwung, ebenso wie die Brauen über den Augen.

Der Kopf war schrecklich!

Widerliche dicke Schlangen ringelten sich aus der Schädeldecke und ersetzten die Haare. Der Maler hatte bei ihnen mit den Farben Grau und Grün gespielt. Da war jede Schuppe genau eingezeichnet worden. Diese Pinsel-und Maltechnik beherrschte heutzutage niemand mehr.

»Was sagst du?« fragte Bill.

Sheila mußte sich, als sie die Worte hörte, erst von der Betrachtung losreißen. »Ich... ich weiß nicht so recht, Bill. Irgendwie fürchte ich mich vor ihm.«

»Aber du bist nicht erstarrt.«

»Nicht im Sinne der Medusa. Vielleicht in Ehrfurcht.« Sie lachte etwas gekünstelt.

»Erich Tarknet muß es anders erlebt haben. Und der Nachtwächter ebenfalls.«

»Sollen wir weitergehen?«

»Gleich.« Bill streckte die Hand aus. »Ich möchte sie mir erst durch den Spiegel anschauen. Gib ihn mir.«

»Bill, ich...«

»Bitte, Sheila.«

Sie atmete seufzend ein und öffnete ihre Tasche, die an einem

langen Riemen hing, der über ihrer Schulter seinen Platz gefunden hatte. Bill nahm den Spiegel so entgegen, daß ihn die anderen Besucher nicht sahen. Er wollte kein Aufsehen erregen.

Die beiden Frauen neben ihm wandten sich ab. Das Bild hatte sie fasziniert und gleichzeitig gestört. Das war ihren Kommentaren zu entnehmen.

Der Reporter schob sich noch ein wenig nach rechts, so war sein Blickwinkel besser. Den Spiegel hielt er in der Hand und warf auch einen Blick auf Sheila.

Die nickte ihm zu. Beide Conollys arbeiteten jetzt zusammen. Sheila hielt ihrem Mann gewissermaßen den Rücken frei. Von den anderen Besuchern wurden die beiden nicht beachtet.

Bill Conolly verfolgte eine kühne Theorie. Er ging davon aus, daß mit dem Bild etwas nicht stimmte, sonst hätte es nicht schon zwei Opfer gefordert. Bei einer normalen Betrachtung war nichts zu erkennen, aber es mußte einen Hinweis geben, einen Trick, mit dem das Geheimnis möglicherweise zu lüften war.

Vielleicht war es der Spiegel.

Er war rund und bedeckte seine rechte Handfläche. Bill hatte den Arm etwas angewinkelt, die Hand mit dem Spiegel berührte seinen Oberschenkel an der Außenseite. So konnte er, wenn er den Kopf etwas senkte, hineinschielen.

Noch war der Schlangenkopf nicht genau zu erkennen. Bill bewegte seine Hand. Der Rahmen geriet auf die glänzende Fläche. Durch nichts ließ sich der Reporter stören. Es kümmerten ihn auch nicht die Kommentare, er drehte seine Hand so, bis er das Bild der Medusa auf der Fläche erscheinen sah.

Sehr deutlich sah er den Kopf. Das Gesicht, die Haare, die aus den stumpf wirkenden Schlangenkörpern bestanden.

Es war alles normal — oder?

Bill starrte gegen den Spiegel. Er schaute dabei sehr genau hin,

weil er glaubte, etwas Bestimmtes gesehen zu haben.

Hatten die Schlangen sich nicht bewegt?

Möglich, vielleicht, aber das spielte keine Rolle mehr, denn etwas anderes hatte seine Aufmerksamkeit viel stärker in den Bann gezogen. Das Gesicht, der Mund!

Er lächelte!

Die Winkel waren verzogen. Und das Lächeln war keineswegs freundlich, es hatte etwas Wissendes, Diabolisches an sich, ebenso wie das Augenpaar, das den gleichen Ausdruck zeigte, den die Hölle hineingeschoben zu haben schien.

Der Reporter wurde blaß. Unsichtbare Hände legten sich um seinen Magen und drückten zu. Plötzlich perlte Schweiß auf seiner Stirn. Das merkte auch Sheila, sie berührte Bills Wangen, ihr Mann schrak zusammen und ging einige schnelle Schritte zur Seite, verfolgt von den verwunderten Blicken anderer Besucher.

Sheila war ihm gefolgt. »Was hast du, Bill? Du... du bist ja völlig außer dir.«

»Und ob!« gab Bill flüsternd zurück. »Und ob ich außer mir bin. Diese Medusa, Sheila, sie... sie ist nicht tot — sie lebt...«

Sheila Conolly schaute nicht ihren Mann an, sie blickte auf den Spiegel, den Bill noch immer offen in der Handfläche liegen hatte. In ihren Augen las er Unglauben, Sheila setzte auch zu einer Gegenbemerkung an, schluckte sie jedoch herunter, als sie erkannte, wie ernst es ihrem Mann mit seiner Bemerkung gewesen war. »Sie... sie lebt?«

»Ja, ich habe es genau gesehen. Sie hat sich bewegt. Nicht nur die Schlangen auf ihrem Kopf zuckten, sie lächelte auch.« Bill räusperte sich. »Es war ein widerliches, ein grausames Lächeln, als würde mich der Teufel persönlich angrinsen, verstehst du?«

»Ja, ich glaube...«

»Und dann die Augen, Sheila. Auch ihr Ausdruck hat sich verändert. Er war so furchtbar, so überaus kalt, so wissend. Daraus leuchtete mir die Hölle entgegen...«

Bill hatte die Worte mit einem so großen Ernst gesprochen, daß Sheila sich hütete, auch nur eines davon in Frage zu stellen. Nur wußte sie nicht, wie sie reagieren sollte. Sie stand da und starrte an ihrem Mann vorbei.

»Sonst hat es keiner bemerkt!« stellte Bill fest. »Keiner. Außer den jetzt Versteinerten vielleicht.«

»Ja, und einer von ihnen steht noch draußen.«

»Sicher.«

Sheila legte ihre Hand auf seinen Unterarm. »Und was willst du jetzt tun, Bill? Alles für dich behalten?«

»Vorerst ja.«

»Das geht nicht, du mußt die Behörden benachrichtigen.«

Bill winkte ab. »Wer würde mir Glauben schenken?«

»Sie brauchen doch nur in einen Spiegel zu schauen, dann sehen sie das, was du gesehen hast.«

»Nein, Sheila, nein, das ist ein Fall, den wir allein durchziehen müssen.«

»Und als Versteinerte nach London zurückkehren, wie?«

»So sehe ich das nicht.«

»Wie denn?«

»Ich möchte gern die Nacht über hierbleiben.«

Sheila ging einen Schritt zurück. »Du bist verrückt. Du bist wahnsinnig. Das kannst du doch nicht machen!«

»Wieso nicht?«

»Wenn hier dichtgemacht wird, dann...«

»Wir verstecken uns und lassen uns einschließen, so einfach ist das.«

»Glaubst du nicht, daß man die Räume zuvor durchsuchen wird?«

»Dann muß unser Versteck eben besser sein.«

Sheila schüttelte den Kopf und atmete ein paarmal tief durch. »Du bist verrückt, Bill Conolly! Sogar mehr als das. Ich würde es als lebensmüde umschreiben, wirklich.«

»Hast du einen besseren Vorschlag?«

»Ja, den habe ich.« Sie nickte heftig.

»Dann raus damit!«

»Wir werden dieses Haus so schnell wie möglich verlassen, schalten die Polizei ein und lassen sie den Fall aufklären. Das ist der beste Vorschlag, den es gibt.«

»Für dich ja, für mich nicht.«

»Dann willst du tatsächlich dich hier einschließen lassen?« Sheila konnte es kaum glauben.

»So ist es.«

»Aber nicht allein«, erklärte sie nach einer Weile des Überlegens. »Ich bleibe bei dir.«

»Nein, wenn mir etwas passiert, soll wenigstens Johnny, unser Sohn, noch eine Mutter haben.«

Sheila hatte bei Bill einen wunden Punkt getroffen. Er begann nachzudenken. »Es könnte noch eine dritte Möglichkeit geben«, erklärte er mit leiser Stimme.

»Und welche?«

»Wenn Suko die nächste Maschine nimmt, kann er schon am Nachmittag hier in Wien sein.«

Sheila lächelte plötzlich. »Dem Vorschlag, mein lieber Bill, stimme ich voll und ganz zu.«

»Dann laß uns verschwinden, die Zeit drängt.«

Sheila warf beim Weggehen noch einen letzten Blick auf das Gesicht der Medusa. Jetzt hatte auch sie den Eindruck, als würde sie der Mund kalt und tödlich anlächeln...

Am nächsten Morgen erlebte ich einen herrlichen Sonnenaufgang. Der Glutball schien aus dem Meer zu steigen, das ihn bisher festgehalten hatte. Noch waren die Schatten der Nacht nicht völlig verschwunden, aber die Sonne tauchte sie in ein blutiges Rot, das auch helle Streifen enthielt, die wie Speerspitzen über die Wasserfläche der Ägäis flössen und sie zu einer prächtigen Bühne machten, auf der die Akteure sich aus den allmählich heimkehrenden Schiffen zusammensetzten. Ich stand auf dem kleinen Gitterbalkon vor meinem Zimmer und beobachtete dieses herrliche Schauspiel.

Obwohl ich mich erst sehr spät niedergelegt hatte, war an einen langen Schlaf nicht zu denken gewesen, weil ich innerlich einfach zu unruhig gewesen war.

In dem kleinen Gasthaus war ich wohl der einzige, der sich schon auf den Beinen befand. Ein Bad gehörte nicht zu diesem schlichten Zimmer. Dafür gab es am Ende des Flurs eine Dusche.

Ich kannte das Spiel schon von den vorherigen Tagen. Das Wasser tröpfelte zuerst, besaß auch eine komische Farbe, dann aber drang es stärker aus den Düsen, wenn es auch nur mehr lauwarm wurde. Ich fühlte mich trotzdem wohler, als ich mich im Zimmer wieder anzog. Verabredet hatte ich mich mit Clarissa Main in einem kleinen Restaurant unten an der Straße, wo es ein gutes Frühstück gab. Dort wollten wir alles weitere besprechen.

Als einsamer Spaziergänger schritt ich durch die Gassen dem Hafen entgegen. Das helle Morgenlicht der Sonne badete die weißen Häuser mit ihren dunkleren Flachdächern. Jenseits des Hafens bestand das Meer aus einer goldenen Fläche.

Noch lag Ruhe über dem Ort. Hinter mir, an den Felsflanken der Berge, stiegen die Morgennebel wie Tücher hoch. Diese Nebelfetzen würden der Sonne nicht lange widerstehen können.

Ich genoß die Schönheit des Morgens. Wer einen Job ausübt, wie ich es tat, der lernt es, die schönen Augenblicke des Lebens doppelt

so intensiv zu genießen. Manchmal hatte ich das Gefühl, als würde ich mit einem Bein im Grab stehen. Da erfreut man sich eben besonders an gewissen Dingen, die die Natur bietet.

Das konnte auch ein allmählich erwachender Ort sein, dessen Ruhe durch das Geräusch eines Lastwagenmotors unterbrochen wurde. Der Wagen fuhr vom Kai ab. Auf seiner Ladefläche stapelten sich die Kisten, die mit frischem Fisch gefüllt waren.

Der Kai war gepflastert. Fischer kamen mir entgegen. Sie hatten den Fang auf Karren geladen, um ihn zum frühmorgendlichen Markt am Ortsende zu bringen. Zwischen den glänzenden Fischkörpern schimmerten die dicken Eisstücke.

Die Geschäfte hatten natürlich geschlossen. Bei den meisten Restaurants verhielt es sich ebenso. Das kleine Café, in dem ich mich mit Clarissa Main verabredet hatte, wurde soeben geöffnet. Ein schnauzbärtiger gähnender Wirt hatte die Tür schon geöffnet, das frisch gebackene Brot vom Bäcker geholt und war dabei, die Fenster aufzuschieben.

Ich blieb stehen. Ein Schwall verbrauchter, nach Alkohol und Zigarettenqualm stinkender Luft drang mir entgegen. Es störte die Frische dieses herrlichen Morgens.

Der Wirt grinste mir zu. »Wollen Sie was essen?« Er fragte es in einem holprigen Deutsch.

Ich antwortete auch in dieser Sprache. »Ja, ich bin hier verabredet.«

»Der Kaffee läuft schon.« Dann wischte er sich den Schlaf aus den Augen und schüttelte den Kopf. »Ihr Deutschen — immer früh auf den Beinen, auch im Urlaub.«

Ich ließ ihn in dem Glauben, Deutscher zu sein, und hob die Schultern.

»Was will man machen? Sie können auch nicht aus ihrer Haut hervorkriechen.«

»Stimmt. Aber ich habe einen Bruder, der in der Nacht den Laden offenhält. Wollen Sie drin etwas essen?«

Ich dachte an die Luft und schüttelte den Kopf. »Nein, lassen Sie mal.«

In der Nähe standen die Tische und Stühle. Beides holte ich mir selbst. Der Tisch war rund. Zwei Stühle baute ich auf. »Es kommt noch jemand«, erklärte ich.

»Ja, ist gut.«

Nicht ohne Grund hatte der Mann seinen Laden so früh offen. Es gab tatsächlich Touristen, die in der Frühe erschienen, um die Schönheit des Morgens beim Frühstück zu genießen.

Der Wirt baute die anderen Sitzgelegenheiten auf und rief immer wieder etwas in sein Lokal, wo ihm eine keifende Frauenstimme antwortete.

»Ich muß meine Tochter immer anspornen. Sie arbeitet am Morgen nicht gern.«

»Wer tut das schon?«

Der Wirt wischte mit einem Tuch über Tische und Stühle. »Da haben Sie recht. Es ist auch ihr Geld.«

»Stimmt.«

»Einmal Frühstück?«

»Ja.«

»Ich habe mich auf die Deutschen eingestellt. Sie können auch ein Ei bekommen.«

»Das nehme ich gern. Wie sieht es mit Saft aus?«

»Machen wir alles.«

»Bringen Sie bitte noch ein zweites Gedeck mit. Ich erwarte einen Gast.«

Der Wirt nickte und verschwand. Ich streckte die Beine aus. Mein Blick glitt dabei in Richtung Hafen, wo die Schiffe der kleinen Flotte lagen. Dort wurden noch immer Fische abgeladen, aber die Ruhe

verschwand allmählich.

Zwei Minuten später saßen bereits sieben Gäste vor dem Restaurant. Fast alle stammten sie aus Germany.

Zuerst kam der Kaffee. Er schwappte in einer großen Kanne. Milch und Zucker brachte der Wirt auch mit. »So, er ist ganz frisch, er wird Ihnen schmecken.«

»Danke.«

Auch die anderen Gäste bestellten Frühstück. Da ich zuerst gekommen war, bekam ich auch die beiden Gedecke gebracht. Die schleppte die Wirtstochter nach draußen, ein pummeliges Mädchen im schwarzen langen Kleid mit rundem Ausschnitt. Ich sah Clarissa Main. Sie kam unten vom Hafen her. Über ihrer Schulter hing ein Gegenstand, der wie ein großer Beutel aussah, aber wohl mehr einer Tasche ähnelte.

Ich winkte ihr zu. Sie lief schneller. Die Jeans trug sie noch immer. Ein schwarzes T-Shirt mit einer roten Sonne flatterte um ihren Oberkörper.

»Schon da?« fragte sie, als sie sich neben mich auf den zweiten Stuhl fallen ließ.

»Wie du siehst. Außerdem habe ich schon für dich ein Frühstück mitbestellt.«

»Das ist lieb. Ich habe einen wahnsinnigen Kaffeedurst.« Sie schenkte sich schon ein und trank die Brühe schwarz.

Der Wirt brachte Eier und Brötchen und Croissants. Er hatte sich wirklich auf die Deutschen eingestellt. Konfitüre war auch vorhanden und etwas Ziegenkäse.

Wir ließen es uns schmecken. Manchmal wehte ein kühler Morgenwind über den Kai und streichelte auch unsere Gesichter. Hier roch es nach Urlaub, nach Entspannung, nur eben nicht nach Arbeit. Die deutschen Gäste Schossen Fotos en masse, die schwärmten von Griechenland, von der Sonne, vom Nichtstun und

sprachen auch davon, daß es in ihrem Land regnete.

Ich aß das Ei und zwei Brötchen. Clarissa hielt gut mit. Über unseren Fall hatten wir bisher nicht gesprochen. Das taten wir erst, als bei mir die Morgenzigarette brannte.

»Bleibt es bei deinem Plan?« erkundigte sich Clarissa.

»Ja, wir müssen rüber.«

»Das mit dem Boot wird klargehen. Hier gibt es zahlreiche Bootsverleiher.«

»Kennst du eigentlich die Insel?« Während ich sprach, wehte mir der Wind den Rauch von den Lippen.

»Ja und nein. Sie ist bewohnt, aber nicht überall. An der Ostküste ist sie ziemlich unwegsam. Ich habe heute morgen schon Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß im Ostteil der Insel Aussteiger eine neue Heimat gefunden haben.«

Ich horchte auf. »Das ist interessant. Weißt du mehr über sie?«

Clarissa nahm einen Schluck Kaffee. »Nein. Es geht nur das Gerücht um, daß es diese Gruppe geschafft hat, einen Teil der Insel in ein regelrechtes Paradies zu verwandeln.«

»Wie das?«

»Da fragst du mich zuviel.«

Ich nickte ihr zu. »Dann werden wir wohl an der Ostseite an Land gehen.«

»Das meine ich auch.«

»Möchtest du noch Kaffee?«

»Nein danke. Je früher wir fahren, um so besser. Das Boot wird nicht billig sein. Wir müssen uns schon eines nehmen, das seetüchtig ist.«

»Geht in Ordnung.« Ich hatte noch eine Frage. »Sag mal, haben eigentlich die Läden schon offen?«

Sie lachte mich aus. »Wo denkst du hin?«

»Ich wollte noch etwas kaufen.«

»Was denn?«

»Einen Spiegel. Es kann ruhig ein alter sein.« Ihr Gesicht verschloß sich.

»Wegen der Medusa, nicht wahr?«

»So ist es.«

»Glaubst du denn fest daran, daß es sie gibt? Ich meine noch immer, daß sie eine Mär ist, eine Legende...«

»Zumindest haben wir von ihrem Blut gehört. Und Stavros ist nicht umsonst versteinert.«

»O Gott, ja, ich hatte ihn fast schon vergessen.« Clarissa schlug ihre Hand gegen den Mund. »Ob die Polizei ihn schon gefunden hat? Wenn ja, wird man nach uns forschen.«

»Das müssen wir in Kauf nehmen, aber dann sind wir weg.«

»Guten Morgen, ihr Hübschen. Ist es gestattet?« Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm der Ankömmling einen dritten Stuhl und klemmte ihn zwischen unsere beiden.

Ich hatte ihn zuerst nicht erkannt. Sein Haar war gegelt und nach hinten gekämmt. Er trug eine enge weiße Hose und ein lang fallendes Hemd. In seinem Gesicht klebte noch die Schminke von der letzten Nacht.

»Konstantin«, sagte Clarissa. »Ich hätte dich fast nicht erkannt. Wo kommst du her?«

»Direkt von einer Freundin.«

»Ah so.«

Er hob die Schultern, als würde er frösteln. »Ist noch ein Schluck übrig?«

»Ja, gern.«

Konstantin war locker. Er nahm den Rest des Käses mit den Fingern und schaufelte die Stücke in seinen Mund. Dabei leerte er die Tasse mit einem Schluck. Daß er von den Nachbartischen beobachtet wurde, störte ihn nicht.

»Schmeckt gut«, sagte er und schaute zuerst mich, dann Clarissa lächelnd an. »Ihr dreht ja Dinger, ihr beiden.«

»Wieso?«

»Ach, hör doch auf.« Ich war gemeint. »Die Nacht hat viele Augen und noch mehr Stimmen.«

Er holte mit beiden Armen aus. »Der Wind flüsterte mir etwas zu.«

»Was denn?«

»Es waren keine freundlichen Gespräche. Er holte den Schrecken aus den Gassen, den versteinerten Schrecken, wenn ich deutlich genug bin, meine Freunde.«

»Nein«, sagte Clarissa, »du bist zu undeutlich.« Unser Gespräch wurde in Englisch geführt, so daß ich mithalten konnte.

»Der Wind war sogar sehr konkret. Er brachte die Nachricht eines Todes mit.« Betrübt senkte Konstantin den Kopf. »Der arme Stavros. Er hat sich zuviel vorgenommen. Ich habe es ja immer wieder gesagt. Er hätte sich nicht so produzieren sollen, versteht ihr?«

»Nein«, sagte ich.

»Süßer.« Ich zuckte leicht zurück, als mir Konstantin die Wange tätschelte. »Jetzt ist er steif, ganz steif.« Der junge Grieche lachte noch, seine Augen blitzten. »Nicht daß ich etwas gegen Steifheit hätte, aber bitte nicht am gesamten Körper.«

»Was soll das heißen?«

»Er rührt sich nicht mehr, verstehst du?«

»Ja, schon gut. Aber trotzdem...«

»Der Wind, mein Süßer«, flüsterte Konstantin. »Er hat mir die Nachricht überbracht. Man hat ihn gefunden, glaube ich. Ihr solltet verschwinden.«

Er lehnte sich zurück. »Himmel, was waren hier nette Jungs, sie alle sind weg. Die Weiber sind schlimm. Medusen, versteht ihr? Schon die alte und einzige Medusa war grauenhaft. Ich hasse sie, Freunde.« Er stand auf. »Danke für das Frühstück. Es war riesig nett

von euch. Einfach toll.«

Ich hielt ihn fest. »Moment mal. Was sollte das ganze Gerede eigentlich bedeuten?«

»Ich erzählte euch nur, was mir der Wind zutrug. Er sieht viel. Gebt auf euch acht. Ich mag euch.« Er hauchte einen Kuß auf seine Handfläche und blies ihn uns zu.

Dann verschwand er mit tänzelnden Bewegungen und ließ uns schweigend zurück.

Der Wirt kam vorbei. Ich nutzte die Gelegenheit und beglich die Rechnung.

Als er weg war, übernahm Clarissa das Wort. »Du weißt, daß dies eine konkrete Warnung war?«

»Sicher. Es mußte uns doch klar sein, daß man den Toten entdecken würde.«

Clarissa malte Kringel auf die Tischplatte. »Zeugen, die uns gesehen haben, gibt es auch.«

»Deshalb werden wir uns jetzt beeilen.«

Ich stand vor Clarissa auf. »Du weißt, wo man sich die Boote leihen kann?«

»Natürlich.«

»Und wo bekomme ich einen Spiegel?«

Sie dachte nach. »Es gibt da einen Trödler. Wahrscheinlich hat er den Laden schon offen. Da sollten wir es mal versuchen.«

»Wie du meinst.«

Clarissa hakte sich bei mir ein, als wir über den gepflasterten Kai schritten. Ich spürte ihr leichtes Zittern. Bestimmt hatte sie Angst. Auch bei mir wollte ein drückendes Gefühl nicht weichen. Mein Blick glitt nach Osten, wo die Insel Hydra lag. Noch war von ihr nichts zu sehen, und ich fragte mich, was uns dort auf diesem Eiland wohl erwartete...

Wir hatten Glück gehabt. Nicht nur einen Spiegel, der in Clarissas beutelartige Handtasche paßte, hatten wir zu dieser für Griechen frühen Morgenstunde besorgen können, auch das gemietete Boot war in Ordnung und besaß einen sehr starken Motor, der auch gegen eine unruhige See ankam.

Ich hatte das Ruder übernommen. Ein Südwestwind schob die lange Dünen hinter uns her, auf deren Kämmen wir manchmal »ritten«. Das Gischtwasser flog oft genug über das Boot hinweg wie in der Sonne blitzende Diamanten. Ich hatte das Verdeck nicht geschlossen und nur die dunkle Brille aufgesetzt. Die Wischer putzten ständig die Scheibe leer, und Clarissa hatte es sich am Heck bequem gemacht. Sie saß dort auf einer schmalen Bank, den Rücken gegen die Reling gedrückt, das Gesicht der Sonne entgegenhaltend.

Wir waren nicht die einzigen auf dem Meer. Ich wunderte mich darüber, wie rege doch der Schiffsverkehr zwischen den zahlreichen Inseln war, die dem Peloponnes vorgelagert waren.

Auch Segler waren schon unterwegs. Das bunte Leinen zauberte Farbkleckse auf die Wellen.

Eine Seekarte hatte ich ebenfalls an Bord gefunden. Den Weg zur Insel konnte ich nicht verfehlen. Zudem war sie das größte in der Nähe liegende Eiland.

Die Insel Hydra war nicht sehr breit, dafür aber langgestreckt und auch sehr gebirgig. Vor langer Zeit war sie aus dem Meer hochgedrückt worden, als in diesem Gebiet unterirdische und unter Wasser liegende Vulkanausbrüche an der Tagesordnung waren.

Die See hatte eine graugrüne Farbe bekommen. An manchen Stellen war sie sehr klar, nahe der Inseln wiederum zeigte das Wasser auch mal Schmutzschichten.

Eine Stunde verging, als vor uns ein kompakter Schatten erschien. Meiner Ansicht nach mußte das die Insel Hydra sein. Ich drehte den Kopf und sah Clarissa ankommen. Sie ging breitbeinig, um sich auf

den Beinen zu halten.

»Das ist sie«, sagte Clarissa und schaufelte ihre langen Haare zurück.

»Gut.«

Sie nahm die Karte. »Weißt du, wie du zu fahren hast?«

»Ja, wir werden parallel zur Nordseite fahren und dann einen kleinen Bogen schlagen.«

»Okay, aber fahre nicht zu nahe heran. Der Insel sind Klippen vorgelagert, wie ich hörte.«

»Ist klar.«

Das Eiland behielten wir im Blick. Wir sahen sogar die Brandung, die gegen die senkrecht aufsteigenden Felsen schäumte und an ihren unteren Rändern weiße Streifen hinterließ. Ein herrliches Naturschauspiel, das auch mich nicht unbeeindruckt ließ. Über uns stand die Sonne. Sie strahlte von einem herrlich blauen Himmel in die Tiefe und vergoldete das Wasser.

In den Städten würde es jetzt schon heiß werden. Wir auf dem Wasser bekamen die kühle, erfrischende Brise mit.

Manchmal schaute mich Clarissa Main an. Sie lächelte dann. Es war nicht echt, mehr ein Grinsen. »Furcht?« fragte ich. »Ein bißchen.«

»Du brauchst nicht mit auf die Insel. Wenn du willst, kannst du im Boot bleiben.«

»Ich denke an George.«

»Natürlich.«

Da ich nichts weiter sagte, ergriff Clarissa wieder das Wort. »Du glaubst nicht mehr daran, daß er noch lebt -oder?«

»Ich weiß nicht, was ich glauben soll. Es kann sein, es braucht aber nicht zu sein.«

»Ja, sicher, das ist eben so.« Sie räusperte sich. »Wenn ich ihn auf der Insel als Steinfigur finden würde, ich glaube, ich würde

irgendwie durchdrehen.«

»Noch ist nichts entschieden.« Daß meine Antwort blöd klang, wußte ich selbst, aber ich konnte ihr nicht mit gutem Gewissen widersprechen. Es war damit zu rechnen, daß wir auf Hydra fürchterliche Entdeckungen machen würden.

Das Blut der Medusa!

Diesen Hinweis hatte man uns gegeben. War er falsch, war er korrekt?

Wenn ja, was hatte es damit auf sich? Wie viele Gegner würden uns erwarten?

Handelten die Medusen nur im Geist ihrer Anführerin?

Die Küstenlandschaft der Insel veränderte sich. Je mehr wir deren östlichen Rand erreichten, um so stärker fiel das Steilufer ab. Es senkte sich dem Meer entgegen. Hin und wieder nur noch stachen Felsen wie Buckel hervor, als wollten sie dem allgemeinen Trend trotzen. Die meisten Häfen lagen an der Südseite, das hatte ich der Karte entnommen. Ich hoffte, daß wir auch im Osten eine kleine Bucht fanden, die wir anlaufen konnten.

Wir änderten den Kurs und liefen das Eiland im spitzen Winkel an. Das Meer wurde unruhiger. Querlaufende Wellen schlugen hart gegen den Bootskörper und brachten ihn aus dem eigentlichen Rhythmus. Unser Boot schaukelte auf und nieder. Ich hatte eine gute Seefahrerkonstitution, im Gegensatz zu meiner Begleiterin, die blaß geworden war. »Lange halte ich das nicht mehr aus, John.«

»Keine Sorge, wir sind gleich da.«

Ich hatte nicht zuviel versprochen, Clarissa aber auch nicht, als sie von den gefährlichen Felsen vor der eigentlichen Insel gesprochen hatte. Ich sah sie aus dem Wasser schauen. Buckelartig, lauernd und auf Beute wartend, dabei von Wellen umschäumt. Die Strömung zerrte uns auf die Felsen zu. Der Motor mußte stark arbeiten, um gegen die Gewalten des Wassers anzukommen.

Schon mit bloßem Auge konnte ich den Strand erkennen, der an der Ostseite flach verlief, auch wenn er mit zahlreichen Klippen gespickt war. Zwischen ihnen gab es immer wieder Fahrrinnen, durch die wir steuern konnten und uns schließlich dem großen Ziel näherten. Das Wasser wurde immer flacher. Irgendwann würden wir auflaufen, wenn das so weiterging. Diesmal noch stand uns das Glück zur Seite, denn rechts öffnete sich eine kleine Bucht, die erst jetzt zu sehen war. Als natürlicher Hafen war sie ideal. Ich änderte den Kurs. Einmal schrammte etwas über die Außenwand an der Steuerbordseite. Beide hielten wir unwillkürlich den Atem an, es ging zum Glück gut. Wenig später liefen wir in ruhigeres Gewässer.

Clarissa wollte mir helfen. Sie hielt bereits die Leine in der Hand, als der Bug über den Grund schrammte. Ich stellte den Motor aus. Das Boot wurde noch nach vorn geschoben, dabei sprang ich ins Wasser, das mir bis zu den Oberschenkeln reichte, und watete, mit einem Ende der Leine in der Hand, aufs Trockene.

Ich fand in der Bucht einen Felsen, um den ich die Leine schlingen konnte. Falls kein Sturm aufkam, würde der Knoten halten. Unser Boot war nicht das einzige, das in dieser natürlichen Bucht dümpelte. Ich zählte noch drei weitere und war sicher, daß sie den Medusen gehörten. Allerdings waren ihre Schiffe primitiver gebaut: einfach hohe Kähne mit Außenborder. Damit hatte mich Clarissa auch von der Schlangeninsel geholt. Ich winkte dem Mädchen zu.

Clarissa schlang ihre ungewöhnliche Tasche über die Schulter und sprang ebenfalls ins Wasser. Ich erwartete sie an Land. Dort atmete sie tief durch.

»Geht es besser?« fragte ich.

»Jetzt ja.« Sie würgte und strafte ihre Worte Lügen. Wir gaben uns Minuten zum Ausruhen, da ich mir zudem die neue Umgebung anschauen wollte.

Die Insel Hydra war nicht nur am Strand durch Felsen abgeschildert

worden, auch im Landesinneren. Von dieser flachen Strandseite aus flog mein Blick zu den in der Sonnenglut flimmernden Bergspitzen, die manchmal recht außergewöhnliche Formen aufwiesen.

Eine ungewöhnliche Insel, bei der mir auffiel, daß es kaum einen grünen Fleck gab. Wenigstens nicht in unserer Nähe. Kein Gras, nicht einmal Flechten, nur das glatte, von der Sonne jetzt schon aufgeheizte Felsgestein. Die Strahlen brannten auch auf unsere Köpfe. Clarissa, der es wieder besser ging, sagte: »Wir werden ins Schwitzen kommen. Allerdings frage ich mich auch, wie man hier leben kann.«

»Wir werden sehen.«

»Ob es hier überhaupt Wasser gibt?« fragte Clarissa und schaute einer Schar von Vögeln nach, die hoch über dem Eiland ihre Kreise zogen und bestimmt mehr sahen als wir.

»Daran glaube ich fest. Ich rechne auch damit, daß wir ein Höhlensystem finden werden. Alles ist möglich.«

»Okay, John, gehen wir?«

»Sicher, wenn du dich gut fühlst?«

»Für einen kleinen Marsch reicht es.« Ein kleiner Marsch würde es bestimmt nicht werden, aber das behielt ich für mich. Da in dieser Bucht Boote lagen, mußten wir auch Spuren von Menschen finden können. Nach ihnen aber hielt ich vergeblich Ausschau. Der Boden war einfach zu felsig.

Einen Pfad fanden wir nicht. Ich wollte Clarissa die Tasche abnehmen, sie weigerte sich.

Zunächst kamen wir gut voran. Unser Schuhwerk war fest, auch Clarissa trug gute Turnschuhe, die sogar ihre Knöchel stützten. Schwitzen war angesagt. Die Sonne wanderte immer weiter am blauen Himmel. Das Gestein heizte sich auf. Ich spürte es, wenn ich mich mit der flachen Hand abstützte.

Der Boden war grau und braun. Die Farben wechselten sich ab.

Leider entdeckten wir keinen grünen Fleck, die Sonne hatte die Landschaft völlig verbrannt.

Vor uns wuchsen Hänge hoch. Umgehen konnten wir sie nicht. Also mußten wir über die geröllbedeckten langen Bahnen klettern. Es wurde ein beschwerlicher Anstieg. Ich hatte mir Clarissas Tasche genommen. Beide waren wir gespannt, was uns am Ende des Hanges wohl erwarten würde.

Zunächst ein gewaltiger Felsen, der in einer dunkelgrauen Farbe schimmerte. Wie ein Wall baute er sich vor uns auf. Darüber würden wir wohl nicht klettern können.

Clarissa hielt sich tapfer. Ich hörte ihren keuchenden Atem stets hinter mir. Der Gedanke an ihren verschollenen Bruder schien ihr die nötige Kraft zu geben.

So ein Hang konnte sich hinziehen. Manchmal lösten sich kleine Steine und kullerten in Richtung Strand. Einmal drehte ich mich um. Unter uns lag die kleine Bucht mit den Booten. Draußen auf dem Meer fuhren Schiffe. Sie schafften Touristen von einer Insel zur anderen. Ich erreichte zuerst das Ende des Hanges, wo es noch einmal steil wurde. Deshalb streckte ich den Arm aus, umklammerte Clarissas Hand und zog das Mädchen höher.

Schwer atmend blieb sie neben mir stehen. Wir schauten nach vorn, sahen jetzt die hohen Felsen zum Greifen nahe, aber davor breitete sich eine Mulde aus, die die Form eines Schüsseltals aufwies und auf den Betrachter wie ein kleines Paradies oder eine Oase inmitten der Steine wirkte.

Clarissa wischte über ihre Augen und schüttelte den Kopf. »Das... das kann doch nicht wahr sein. Träume ich?«

»Nein, du träumst nicht. Das ist tatsächlich ein Garten.«

Und was es für einen war. Prächtig, subtropisch. Eine herrliche Blütenpracht, deren Duft der Wind zu uns hochtrug. Sie sahen auch klares Wasser, das aus einer Öffnung im Felsen floß und zur

Bewässerung dieses Landstrichs diene. »Der Garten Eden«, flüsterte Clarissa. »Hier muß er gestanden haben, John.«

»Wir werden sehen.«

Ich ging noch nicht, weil ich den Garten absuchte, um Menschen zu entdecken. Die sah ich nicht. Dafür die zahlreichen Bäume, Blumen und blühende Sträucher, aber hinter ihnen oder zwischen ihnen versteckt auch das Mauerwerk mehrere Steinhäuser.

Die Wohnungen der Medusen?

»Keiner zu sehen!« flüsterte Clarissa. »Ob überhaupt jemand dort unten ist?«

»Bestimmt. Genügend Boote lagen ja in der Bucht.« Ich nickte ihr zu.

»Komm, wir werden uns dieses kleine Paradies mal näher anschauen. Hoffentlich hat es nicht zu viele Fehler.«

Clarissa lachte plötzlich, und ich fragte nach dem Grund. »Weißt du, John, wenn ich mir vorstelle, daß mein Bruder diesen Flecken Erde entdeckt hat, dann kann ich ihn verstehen, wenn er hier nicht mehr weg will.«

»Möglich.«

»Da nimmt er sogar die Medusen in Kauf.«

Der Weg ins Tal oder ins Paradies war besser. Er führte in Serpentinaen nach unten. Auf dem ersten Drittel begleiteten uns noch die rauhen Steine, der trockene Staub und die Hitze. Das legte sich sehr bald, denn auch die Hitze schwand etwas, weil aus der Mulde der Wind den Geruch von frischem Wasser hochwehte.

Wir sahen jetzt sogar kleine Brunnen, aus denen Wasserfontänen schossen. Durch die fiel das Sonnenlicht. Es wurde gebrochen und in seine bunten Spektralfarben zerlegt.

Blütenduft hüllte uns ein. Jasminsträucher begrüßten uns mit ihrem herrlichen Duft, der auch von der Frische des Wassers durchzogen wurde.

Blühende Sträucher bildeten Wände. Sie rahmten die schmalen Pfade ein, die angelegt worden waren.

Wir kamen uns vor wie in einer Glocke. Palmen und Agaven boten durch ihre Blätter Schutz vor den sengenden Strahlen der Sonne. Heckenrosen schimmerten, ein kleiner Teich versperrte uns den Weg. Sein Wasser zeigte einen grünlichen Farbton. Algen und Seerosen schwammen auf der Oberfläche. Dazwischen schimmerten silbrige Fischleiber. Über den Teich führte ein Steg. Dahinter konnten wir ein Haus erkennen, aber noch immer keine Menschen.

Vor den hellen Hausmauern wuchsen dunkelgrüne Büsche. Auch dort schimmerten zwischen den Zweigen farbige Blüten.

Clarissa schüttelte den Kopf. »Ein kleines Paradies«, hauchte sie. »Ich kann es noch immer nicht begreifen.«

Die Brücke sah stabil aus. Ich setzte meinen rechten Fuß auf den Stein. Er gab nicht unter dem Druck nach. »Sie ist sicher«, sagte ich zu Clarissa gewandt.

Wir überquerten den Teich. Anschließend kamen wir uns vor wie in einem dichten Wald. Wenn wir gingen, berührten uns die Zweige wie tastende Hände.

Vor uns nahm der Weg an Breite zu. Er führte direkt dem großen Gebäude entgegen.

So weit kamen wir nicht. Da ich vorging, entdeckte ich die Statue zuerst. Sie stand an der linken Seite in einer natürlichen Nische verborgen, gedeckt von grünen Zweigen, und ich hatte das Gefühl, vor eine Wand gelaufen zu sein.

Auch Clarissa kam herbei.

Sie schaute auf die Statue. Ich sah, wie sie kalkweiß wurde, anfang zu zittern, dann wankte.

Hätte ich nicht zugegriffen, wäre sie gefallen. Ohnmächtig wurde sie nicht. Während sie in meinen Armen hing, hörte ich ihre flüsternde Stimme.

»Das ist er! Das ist George, mein Bruder...«

Plötzlich kam mir der Blütengeruch vor wie Modergestank. Der Gesang der Vögel erinnerte mich an das Krächzen von Geiern, die sich auf ihre Beute stürzten. Die Sonne schien nicht mehr warm, sondern kalt. Der Wind brachte den Geruch von allmählich verwesenden Leichen mit. Das alles bildete ich mir sicherlich ein, die Umgebung war nach wie vor die gleiche geblieben, doch Clarissas Worte hatten mich wie aus einem Traum gerissen. Ich schaute die Statue an.

Ein Mensch, der einmal gelebt hatte, war zu Stein erstarrt. Dabei hatte er sich kaum verändert. Seine Gesichtszüge waren genau zu erkennen, sogar die Augen besaßen noch einen gewissen Ausdruck. Er trug eine kurze Hose und ein T-Shirt. Alles war so verdammt normal. Er sah aus, als würde er jeden Moment erwachen, das aber war ein Irrtum. Für ihn gab es keinen Weg mehr zurück.

Es mußte ihn mitten im Lauf erwischt haben. Das rechte Bein war vorgeschoben, als wollte er zum Sprung ansetzen. Das linke hatte er etwas zurückgedrückt und die Arme nach hinten gebogen. Ich sah die gespreizten Hände, als wollte er sich irgendwo im letzten Augenblick festhalten, aber das war nicht mehr möglich gewesen. George Main mußte die Medusa gesehen haben.

In meinen Armen lag Clarissa noch immer. Sie weinte leise und richtete sich wieder hoch. Hinschauen konnte sie nicht, deshalb preßte sie ihr Gesicht gegen meine Schulter.

»Ich habe es gewußt!« schluchzte sie. »Ich habe es gewußt. George lebt nicht mehr. Diese verfluchten Medusen - er ist ihnen in die Falle gelaufen.« Sie krallte sich an mir fest. »John, bitte, gib mir einen Rat. Was sollen wir tun?«

»Ich werde etwas tun, Clarissa. Geh bitte zurück. Verstecke dich und warte auf mich.«

»Nein, nein!« Sie schrie die Worte so laut, daß ich mich gezwungen sah, ihr eine Hand auf den Mund zu pressen. Das half nicht für ewig. »Ich werde ihn rächen, John«, sagte sie. »Ich will, daß diese Medusa oder wer immer sie auch ist, zur Rechenschaft gezogen wird. Sie muß ebenfalls vernichtet werden. Dieses verfluchte Schlangenweib darf nicht länger leben. Verstehst du?«

»Ja, ich kann dich verstehen.«

Sie wischte ihre Augen klar und ging einen zögernden Schritt nach vorn. Dabei streckte sie die Hand aus. Mit einer sanften, sehr zärtlichen Bewegung strich sie über das Gesicht der Steinfigur. »George!« hauchte sie, »mein George...« Dann warf sie sich nach vorn und umarmte die Figur.

Ich stand dabei und preßte die Lippen hart zusammen. Sie bildeten nur mehr einen Strich. Trotz der Hitze war mir kalt geworden. Dieser Anblick inmitten des paradieshaften Gartens hatte mich härter getroffen, als der eines Vampirs oder Werwolfs. Dieses Grauen war greifbar, weil eben Clarissa persönlich davon betroffen worden war.

Sacht tippte ich auf ihre Schulter. »Komm«, sagte ich. »Vielleicht kannst du später noch einmal Abschied nehmen.«

Sie wollte noch nicht. Ich mußte einen sanften Druck ausüben, bis sie die Statue losließ. Aus roten, völlig verweinten Augen schaute sie mich an. »Wer tut so etwas?« fragte sie. »Wer?«

»Wir werden es herausfinden.«

Sie nickte, und ich legte tröstend einen Arm um ihre Schulter. Bis zum Haus war es nicht mehr weit, der Weg führte ja direkt hin. Unterwegs blieben wir noch einmal stehen, weil wir abermals eine männliche Steinfigur entdeckten.

Dieser junge Mann hatte versucht, sich noch zu retten, indem er seine Hand hochgerissen und sie vor das Gesicht gehalten hatte. Es war nicht mehr möglich gewesen.

Ich schaute vorbei an dem angewinkelten Arm und konnte das

Gesicht erkennen.

Man hatte mir in London Fotos der Verschwundenen gezeigt. Dieses Gesicht kannte ich besonders gut. Es gehörte Bob Isle. Er war der eigentliche Grund meiner Reise gewesen. Auch seinem Vater würde ich erzählen können, was mit ihm geschehen war.

Clarissa merkte, was in mir vorging. »Du kennst ihn, nicht wahr?«

»Ja, ihn habe ich gesucht.«

»Sie werden alle hier sein«, flüsterte sie. »Alle, das kann ich dir versprechen. Keinen hat sie verschont, diese verfluchte Bestie, diese Medusa...«

Ich zog Clarissa weiter. Nur ein paar Schritte noch, dann erreichten wir den freien Platz vor dem Haus. Er war mit hellen Steinen belegt, von der sich die Fassade farblich kaum abhob. Man hatte auch hierbei die typische südländische Bauweise gewählt. Die Fenster waren viereckige Ausschnitte und durch Klappläden vor den Sonnenstrahlen geschützt. Das Haus war sehr schlicht gebaut worden, ohne Verzierungen, Erker oder Türmchen und mit einem flachen Dach.

Mir fiel nur die große Eingangstür aus Holz auf, die eher zu einer Scheune gepaßt hätte.

Ihre rechte Hälfte wurde plötzlich von innen her aufgedrückt. Ich stand auf dem Sprung und griff nach dem Spiegel in meiner Jackentasche. Unterwegs hatte ich ihn aus der Tasche genommen, doch es war keine Medusa, die sich durch den Spalt schob. Ein Mann kam uns entgegen. Sehr alt schon, weißhaarig, und erging auch gebeugt, wobei er zusätzlich den Kopf gesenkt hielt, so daß er mehr auf seinen Sandalen schaute als auf uns. Er trug eine helle Hose, die an den Knien Flicker zeigte, und ein gelbes Hemd, das ihm bis über die Hüften fiel. Bevor er stehen blieb, zog er noch die Tür zu, dann hob er den Kopf und schaute uns an.

Viel war von seinem Gesicht nicht zu sehen. Seine Augen verdeckte

eine Sonnenbrille aus Spiegelglas, die Clarissa blendete, so daß sie in eine andere Richtung schaute.

Die Sonne hatte das Gesicht des Mannes gebräunt, aber auch gleichzeitig ausgelaugt. Das Faltenmuster wirkte auf ihm wie eine Landkarte.

Er schaute uns an. Seine Lippen waren sehr breit, auch dünn. Jetzt verzog er sie und sagte mit zischender Stimme und auch in englischer Sprache: »Willkommen auf Hydra, der Insel der Toten...«

Ich gab keine Antwort und ließ seinen Gruß zunächst einmal wirken. Er fügte auch nichts hinzu, bis auf eine etwas lächerlich wirkende Verbeugung, die aber nicht ernst gemeint sein konnte. Clarissa klammerte sich an mich. Ihr schien der Mann Furcht zu bereiten, auch mich wunderte sein Erscheinen. Bisher war ich davon ausgegangen, daß in diesem Teil der Insel nur die Medusen lebten, die waren ja bekanntlicherweise Frauen.

»Wer sind Sie?« fragte ich. »Gehören Sie zu den Medusen?« fügte ich noch hinzu.

Da lachte er nur. Das Lachen klang krächzend, irgendwie auch pessimistisch. »Nein«, sagte er, »ich bin nur der Maler. Mein Name ist de Greco, mehr nicht.«

»Tut mir leid, ich habe ihn noch nie gehört.«

Er winkte ab. Seine Hand wirkte welk. Sie war von Altersflecken gezeichnet. »Das macht nichts, aber meine Bilder sind bekannter. Ich stelle aus, wissen Sie.«

»Hier?«

»Nein, in Wien oder Paris...«

»Dann müßten Sie doch dort sein.«

»Hier kommt niemand weg. Mein Meisterwerk, das Bild der Medusa, steht momentan in Wien. Ich habe es hier gemalt, ich habe sie gesehen, ich habe sie gekannt, und es ist ein besonderes Bild.

Wer es ansieht, wird zu Stein, wenn das Bild es will.«

»Das ist hier passiert?«

»Nein, hier braucht man nicht das Bild zu sehen. Hier ist sie selbst.« Er rieb seine Handflächen aneinander. Dabei entstanden trocken klingende Geräusche.

»Und Sie sind nicht zu Stein geworden, de Greco?«

»Nein.«

»Weshalb nicht?«

»Haben Sie schon vom Blut der Medusa gehört?«

»Das schon.«

»Ich habe es getrunken, mein Freund. Ich nahm das Blut der Medusa zu mir und bin deshalb etwas Besonderes geworden.«

»Und das Blut existiert?«

»Ja, auf der Insel hier. Auf der Insel der Toten. Es ist ein uraltes Erbe der echten Medusa. Sie hat ihr Blut für die Nachwelt hinterlassen. Kann man sich etwas Wunderbareres vorstellen?«

»Es kommt auf den Standpunkt an.«

»Mir tut sie nichts. Wer von ihrem Blut trinkt, der ist gegen sie gefeit.«

»Wären wir das auch?«

»Natürlich. Nur wird man euch das Blut nicht trinken lassen. Viele haben es versucht. Ihr könnt sie jetzt im Garten besichtigen. Auch ihr werdet dort bald stehen.«

»Du bist sehr offen, de Greco.«

Der Maler breitete die Arme aus. »Ich bin zu jedem offen. Nur haben mir die meisten nicht geglaubt.« Seine Stimme wurde zischend. »Sie hielten mich für einen Narren und vergaßen dabei, daß Narren meistens die Wahrheit sagen.«

Da konnte ich nicht widersprechen. »Da du so offen bist, de Greco, gibst du uns keine Chancen.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, ihr werdet keine Chance haben, das

verspreche ich euch. Wir sind hier unter uns, ganz unter uns, versteht ihr?«

»Das sehe ich. Nur gibt es auf dieser Insel nicht nur dieses kleine Gebiet hier. Dörfer, Ortschaften...«

»Ja, sie sind vorhanden, aber schaut euch die hohen Felsen an.« Er deutete dorthin, wo die mächtigen Klötze wie Mauern standen und kaum Schatten gaben. »Sie bilden eine natürliche Grenze. Wer hat denn schon Lust, sie zu überklettern. Und wenn, dann wird er hier ein kleines Paradies vorfinden.«

»Und zu Stein erstarren!« schrie Clarissa.

»Vielleicht auch das.«

»Nicht jeder erstarrt zu Stein?«

»Nein, nur wenn sie will.«

»Wer ist sie? Medusa?«

»Ihre Erbin!« antwortete er flüsternd. »Sie hat das Blut der Medusa getrunken. Ich habe ihr Bild gemalt. Es ist herrlich, ich fühle mich wie neugeboren. Ich hätte schon längst tot sein müssen, aber ich lebe noch immer. Sie haben mich gebraucht, sie brauchen mich auch weiter. Ich bin der gute Geist der Medusen.«

»Und wo finde ich die Anführerin?«

»Du willst aber auch alles wissen, junger Mann. Eure Zeit ist nicht gut, sie ist zu schnell, das letzte Jahrhundert war besser.«

»Wer hat das Erbe übernommen?«

De Greco starrte mich an. Er hatte die Augen eines Toten. Ohne Leben, völlig glanzlos. »Ich will euch den Namen sagen. Kennt ihr Flora?«

»Nein!«

»Aber ich«, mischte sich Clarissa ein. »Ich kenne sie. Ist sie nicht die Göttin der Blumen?«

Der alte Maler nickte. Sein Gesicht erhellte sich. »Ja, sie ist die Göttin der Blumen. Schaut euch um. Seht euch diesen prächtigen

Garten an. Ist er nicht wunderbar? Ein Paradies, wie ich meine. Aber ein Paradies nicht für jeden.« Er hob seine mageren Schultern. »Wir haben euch nicht gerufen, nicht eingeladen. Ihr seid einfach gekommen, und das ist sehr, sehr schlecht.«

»Können wir sie sehen?«

»Flora?«

»Auch.«

Da lachte er wieder. »Sie wird sich euch nicht zeigen. Sie ist etwas Besonderes, versteht ihr? Sie wird erst kommen, wenn sie es für richtig hält.«

»Wie verhält es sich mit den anderen Medusen?«

De Greco lächelte und machte es spannend. »Sie wissen Bescheid, denn sie haben euch gesehen. Bestimmt warten sie schon. Alles ist so gut gelaufen. Mein Bild hängt in Wien. Es ist phantastisch, ein Kunstwerk! Die Leute schauen es an und wissen nicht, daß es lebt.«

»Kann es auch vernichtet werden?«

»Ja, aber nicht, solange Flora noch lebt. In ihr, in mir und in dem Bild steckt das Blut der Medusa. Wir hüten es wie einen kostbaren Schatz, da es nicht vermehrbar ist. Noch haben wir genug, wir werden Akzente setzen.« Er wechselte das Thema. »Ich weiß nicht, wann ihr zu Stein erstarren werdet, zuvor jedoch gestatte ich euch einen kleinen Blick ins Paradies.«

»Wie großzügig«, erwiderte ich sarkastisch. »Haben die jungen Männer auch das Paradies sehen dürfen?«

»Nicht alle«, erwiderte er, »nur einige, die besonders auserwählt wurden.«

»Mein Bruder auch?«

Der Maler machte Schlitzaugen. »Du suchst deinen Bruder, Kind?«

»Ich habe ihn bereits gefunden«, erklärte Clarissa erstickt und dabei schluckend. »Ja, ich habe ihn gesehen, und er ist zu einer verdamnten Steinfigur geworden. Das werde ich ihr heimzahlen,

darauf kannst du dich verlassen.«

De Greco hob die Arme. »Schon viele wollten es tun, glaube ich. Es ist keinem gelungen. Nimm auch du es hin, und sei froh, daß du vor deinem Ende einen letzten Blick in ein wunderschönes Paradies werfen kannst.«

Das war der reine Zynismus, aber wir kümmerten uns nicht darum und wollten auch nicht, daß die Emotionen noch weiter hochkochten. Ich drückte Clarissas Hand. Sie war schweißfeucht. Das Mädchen stand unter einem ungemein starken Streß.

Der Alte wandte uns den Rücken zu, weil er die Tür öffnen mußte. Sie besaß eine schlichte Holzklinke, die er nur zur Hälfte nach unten drückte. Er stellte sich so, daß wir durch die Öffnung schauen konnten und abermals eine Überraschung erlebten.

Diese Tür führte nicht ins Haus. Sie begrenzte nur mehr eine Einfahrt, die das Gebäude in zwei Hälften teilte. Eine zweite Tür war am anderen Ende der Einfahrt nicht vorhanden. Unser Blick fiel in einen wunderschönen Kunstgarten, der von der Frische des Wassers durchzogen wurde.

»Bitte, geht. Ihr seid noch willkommen. Atmet den Hauch des Paradieses, bald wird es vorbei sein.«

Ich behielt Clarissa an der Hand. Sie zitterte und setzte ihre Schritte zögernd.

»Keine Sorge«, hauchte ich, »wir werden es überstehen.«

Der Maler lachte und setzte seine Spiegelglas-Brille wieder auf, die er während des Gesprächs abgenommen hatte. Dann ließ er uns laufen. In der Einfahrt entdeckten wir rechts und links jeweils eine Tür, zu der Marmortreppen hochführten. Mit Marmorplatten war auch der Boden gefliest, über den wir schritten. Alles wirkte so kostbar. Ich kam mir vor wie inmitten einer Filmkulisse.

Wir gingen nicht schnell, saugten das Bild auf, das sich jenseits des Durchgangs vor uns auftat.

Der Garten besaß schon eine orientalische Pracht. So hatten die Märchenerzähler der Kalifen und Wesire die Gärten ihrer Herrschaften beschrieben.

Viel Wasser, herrliche Blüten. Bänke mit dicken Kissen beladen, die als Ruhelager dienten. Schalen mit Früchten standen zwischen hohen, gefüllten Tonkrügen.

In großen Käfigen zwitscherten exotische Vögel. Ihr Gesang vermischte sich mit dem Plätschern der Brunnen. Die Fontänen schossen mal bogenförmig hoch, dann wiederum spien die steinernen Mäuler großer Fische sie aus.

Marmor, wohin wir schauten. Dazwischen kleine Garteninseln mit Bäumen, die ihre breiten Blätter und prächtige Blumenkörbe ausbreiteten.

Eine wirkliche Insel, ein Hof hinter dem Haus, dessen Rückseite in Höhe der ersten Etage von einer Galerie eingenommen wurde. Aber kein sichtbarer Horror oder erkennbares Grauen — bis eben auf die verteilt stehenden Statuen. Sie alle zeigten junge Männer in der Blüte ihres Lebens.

Die Verschwundenen, die Aussteiger, die nie mehr in ihre Heimat zurückkehren würden.

Ich spürte die innerliche Anspannung. Am liebsten hätte ich eine Bombe in dieses Idyll hineingeschleudert, aber ich riß mich zusammen, und auch Clarissa mußte es.

De Greco war hinter uns geblieben. »Ich werde mich jetzt schon von euch verabschieden«, erklärte er. »Später kann ich euch in Stein bewundern. Vielleicht werde ich euch auch malen und die Bilder euren Verwandten schenken als Erinnerung.«

»Schlag ihn doch nieder, John!« preßte Clarissa hervor und drehte sich um.

»Nein, keine Provokation.«

»Dann mache ich es.«

Bevor ich sie daran hindern konnte, hatte sich Clarissa losgerissen. Sie rannte auf den Mann zu. »Du... du...«

De Greco blieb stehen. Als Clarissa zuschlug, da bewegte er sich, und das verdammt schnell. Es gelang ihm, ihre Handgelenke abzufangen und sie festzuhalten. In dieser Haltung blieben beide für Sekunden, bis der Alte ihr zeigte, wozu er fähig war.

Erdrückte Clarissa in die Knie, obwohl sie auch nicht gerade schwächlich war und sich gegen den Griff stemmte. Als ich eingreifen wollte, ließ der Maler das Mädchen los und schleuderte es gleichzeitig zurück, so daß es zu Boden fiel.

»Greift mich nie mehr an!« beschwor er uns mit einer heiser klingenden Stimme. »Nie mehr!« dann drehte er sich um und verschwand durch eine Tür im Haus.

Ich half Clarissa hoch. Sie weinte leise und auch voller Wut. »Es... es tut mir leid, John, aber ich konnte nicht anders.«

»Schon gut, Mädchen, schon gut.«

Sie strich ihr Haar zurück. »Weißt du, daß er eiskalte Hände gehabt hat, John? So wie ein Toter.«

Ich hob die Schultern. »Vielleicht ist er tot.«

»Wie meinst du das denn?«

»Kennst du nicht den Begriff Zornbie?«

Sie schauderte zusammen und nickte. Ich aber drehte sie herum, weil ich mir den Garten genauer ansehen wollte. Daß er ein Geheimnis enthielt, war mir klar, nur mußte ich es herausfinden. Wir hatten schon bei unserer Ankunft den blauen Schimmer gesehen. Bisher war er von einer Blumenwand verdeckt worden. Als wir um sie herumschritten, fiel unser Blick auf etwas, das man heute mit dem Begriff Swimmingpool beschrieben hätte.

Vielleicht hatte man früher Badesee dazu gesagt, und so etwas Ähnliches lag vor uns.

Ein runder Pool mit kristallklarem Wasser. Das war nicht alles. Am

Pool standen Liegen. Ich konnte sie eher mit Sofas vergleichen, die dick gepolstert waren.

Vier zählte ich, und alle vier waren besetzt.

»Die Medusen!« flüsterte Clarissa neben mir und sagte noch leiser.

»Jetzt ist es soweit...«

»Ich werde kommen, Bill!«

Diese vier Worte hatte Suko dem Reporter am Telefon gesagt, nachdem er erfahren hatte, was den beiden Conollys passiert war. Sukos Antwort hatte nicht nur Bill zufriedengestellt, auch Sheila konnte aufatmen. Verabredet war, daß Suko im Hotel erscheinen würde. Jetzt warteten die Conollys natürlich.

Nicht nur auf ihn, auch auf die Wiener Polizei. Bill hatte anonym Bescheid gegeben, wen die Beamten vor dem Eingang finden konnten. Er wollte später alles aufklären und hoffte, daß man ihm auch verzieh. Jetzt aber ging es um andere Dinge.

Die beiden bewohnten eine Suite, auch so waren die Zimmer groß genug, ausgestattet mit wertvollen Möbeln. Doppelfenster hielten den Straßenlärm ab, und der Blick fiel direkt auf die Staatsoper. Sheila war gegangen.

Sie wollte sich die andere Seite der Kärntener Straße ansehen. Dort lagen noch einige Geschäfte, die internationale Mode verkauften. Nichts für Kleinverdiener.

Bill war im Zimmer geblieben. Er wollte für Suko erreichbar sein, falls noch etwas Unvorhergesehenes passierte.

Die Zeit rann nur langsam dahin. Der Reporter fühlte sich eingeschlossen. Er ging die breiten Treppen hinunter in die Hotelhalle und hielt sich dort auf.

Drei Stunden waren seit seinem Anruf vergangen. Die Maschine würde am späten Nachmittag in Schwechat landen. Ob Suko direkt zum Hotel fuhr oder sich erst mit den Wiener Kollegen in

Verbindung setzte, stand noch nicht fest.

Draußen schien immer noch die Sonne. Die Wiener City erlebte einen regelrechten Boom. Zahlreiche Touristen genossen die herrlichen Spätsommertage an der Donau.

In einem Laden nebenan kaufte Bill Zigaretten und brachte auch gleich eine Illustrierte mit. Alle paar Sekunden schaute er auf. Sein Blick wechselte immer wieder von der Uhr bis hin zum Eingang, wo er Suko zu sehen hoffte.

Die Bar hatte ebenfalls schon geöffnet. Bill sagte dem Portier Bescheid, wo er zu finden war, und setzte sich an die Theke. Es war eine kleine Hotelbar. In einer Nische hingen Bilder von Prominenten. Zahlreiche Filmstars lächelten den Betrachter an.

Auf Alkohol verzichtete der Reporter. Er bestellte sich einen Espresso. Bill wollte auch am Abend topfit sein. Die Nacht würde bestimmt hart werden.

Sehr oft beschäftigten sich seine Gedanken mit John Sinclair. Auch der Geisterjäger jagte hinter einer Medusa her, und Bill fragte sich, ob der eine Fall möglicherweise mit dem anderen zu tun hatte. Das wäre ja ein Zufall gewesen.

Hinter sich hörte er Schritte. Sheila betrat die Bar. Bill schaute staunend auf die drei Einkaufsstützen.

»Da hast du aber zugeschlagen.«

»Das ist für den Herbst.« Sheila ließ sich neben Bill nieder. »Mein Gott, ist das warm.«

»Möchtest du auch Kaffee?«

»Nein, etwas Erfrischendes.«

»Ein Glas Champagner vielleicht, gnädige Frau?« erkundigte sich der dunkelhaarige Barmann.

»Ja, das wäre das Richtige.« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, geben Sie mir bitte eine halbe Flasche.«

»Sehr gern.« Sie bekam den Louis Roederer Brut eiskalt. Die

Flasche verschwand dann in einem kleinen, eisgefüllten Kübel.

Bill rauchte. Er war bereits beim zweiten Kaffee.

Sheila trank sehr langsam und stellte das Glas halbleer und seufzend zur Seite. »Das hat gut getan. Hat Suko schon was von sich hören lassen?«

»Nein, noch nicht.« Bill blickte wieder auf die Uhr. »Er müßte schon längst gelandet sein.«

»Das wird noch.«

»Vielleicht ist er auch zu den Wiener Kollegen gefahren. Es wäre sogar besser, wenn er den Einsatz abspricht.«

Sheila drehte das schlanke Glas zwischen ihren Fingern. »Du glaubst also daran, daß es in der kommenden Nacht einen Einsatz für euch geben wird?«

»Aber immer.«

»Ich kann dich ja nicht davon abhalten und bin nur froh, daß du Unterstützung hast. Allein wäre das mit dir nichts geworden, glaub mir.«

»Kann sein.«

»Hast du denn der Polizei deinen Namen gesagt.«

»Noch nicht. Das wird Suko vielleicht erledigen.«

»Ob sein Einfluß reicht?«

Bill drückte die Zigarette aus. »Das glaube ich nicht. Aber Sir James wollte sich einschalten. Du weißt ja, wenn es jemanden gibt, der überall die entsprechenden Leute kennt, dann ist er es.«

»Wir wollen es hoffen.«

Der Barmixer goß nach. Ein Rest befand sich noch in der Flasche, die er wieder mit einem eleganten Schwung in den Sektkübel beförderte. Dabei schaute er zum Eingang. Man sah ihm an, daß er einen neuen Gast begrüßen wollte.

Die beiden Conollys drehten sich um.

Suko stand in der Tür.

»Endlich!« rief Bill und rutschte vom Hocker. »Toll, daß du gekommen bist.« Er schlug dem Inspektor auf die Schulter. »Das Zimmer ist für dich gebucht. Wie ist es gelaufen?«

»Können wir das nicht oben besprechen?«

»Sicher, aber du kommst spät.«

»Das hatte auch seine Gründe.« Suko begrüßte erst Sheila, die später nachkommen wollte.

Diesmal fuhren sie mit dem Lift hoch. Suko schaute sich im Zimmer um und nickte. »Nobel«, sagte er, »sehr nobel, wirklich.«

»In London hause ich auch nicht in einer Hütte.«

»Wer es sich leisten kann.«

»Hör auf, komm zur Sache.«

Suko hatte sich gesetzt und seinen kleinen Koffer neben sich gestellt.

»Du hast mich in Teufels Küche gebracht, Bill. Du kannst dir vorstellen, wie begeistert die österreichischen Kollegen waren, als sie erfuhren, was hier los ist. Normalerweise hätten wir das so nicht durchziehen können, wie wir es vorgehabt haben.«

»Aber?«

»Du kannst Sir James demnächst einen Kasten kohlendioxidfreies Wasser schicken. Er hat alles geregelt und mit den Kollegen telefonisch die Dinge abgeklärt. Der ist hochgelaufen bis zum Ministerium, und alles während meines Flugs.«

»Woher weißt du das denn?«

»Weil ich schon bei den Kollegen gewesen bin und mich vorgestellt habe. Die haben geschaut wie Mondkälber, aber man hat uns diese eine Nacht zugestanden. Wir können in die Räume hinein. Sogar mit der Versicherung mußte gesprochen werden.«

»Sind wir denn allein, oder ist noch ein Nachtwächter dabei?«

»Allein, Bill.«

Der Reporter atmete tief aus. »Das ist gut. Das ist sogar vorzüglich,

Suko.«

»Sollte sich das Ganze jedoch als eine Finte oder Haarspalterei herausstellen, sind wir bis auf die Knochen blamiert. Und da ist ja noch dieser tote Erich Tarknet. Ich habe den Kollegen versprechen müssen, ihnen morgen eine Erklärung abzugeben.«

»Das machen wir alles, Suko. Du kannst mir glauben, wir laufen keinen Hirngespinsten nach. Dieses verdammte Bild lebt. Es besitzt die magische Kraft der Medusa.«

»Woher willst du das wissen?«

»Weil ich es gesehen habe. Du weißt doch, ich habe mir das Bild in einem Spiegel angesehen. Der Mund lächelte, die Schlangen bewegten sich. Das ist für mich Beweis genug.«

Suko nickte. »Kein Bild ohne Maler«, meinte er. »Wer ist hier der Künstler?«

»Ein gewisser de Greco.«

»Kenne ich nicht.«

»Ist auch nicht unser Jahrgang. Der hat im vorigen Jahrhundert gelebt und liegt schon längst unter dem Dorf. Aber dieses Bild ist unvergessen. Die meisten Besucher kommen nur, um sich die Medusa anzuschauen, weil sie einfach so lebensecht gemalt worden ist. Auch du wirst fasziniert sein, wenn du es siehst.«

»Aber nur zwei sind zu Stein erstarrt.«

»Ja.«

»Wie kommt das?«

Bill hob die Schultern. »Da mußt du mich etwas Leichteres fragen. Ich weiß es nicht.«

»Nun ja, wir werden sehen, wer recht hat.« Suko schaute auf seine Uhr.

»Wann sollen wir los?«

»So bald wie möglich. Wenn sie schließen, möchte ich eigentlich schon dort sein.«

Der Inspektor stand auf.

»Dann laß uns gehen.«

Auch Bill war bereit. An der Tür trafen sie Sheila. Sie hatte das Zimmer fast lautlos betreten, blieb stehen und stellte die Einkaufstüten ab. »Ihr wollt wirklich?« fragte sie leise.

»Natürlich.«

»Habt ihr wenigstens einen Spiegel mit, Bill?«

»Sogar zwei, wie ich Suko einschätze.«

»Das ist richtig Sheila.«

Sie verabschiedete sich von ihrem Mann. »Kommt gesund wieder, ihr beiden. Ich warte hier.«

»Wir werden unser Bestes tun«, erwiderte Bill, dem ebenfalls ein Kloß in der Kehle saß.

»Für eine Witwe bist du noch zu schön und zu jung!« fügte Suko als Abschiedsgruß hinzu.

Im Flur fragte er: »Müssen wir uns ein Taxi kommen lassen?«

»Nein, die Strecke schaffen wir zu Fuß.«

Die Sonne hatte sich gesenkt. Im September wurde es leider schon früh dunkel.

»John ist auch wegen eines Medusa-Falls unterwegs«, sagte Bill.

»Ja, in Griechenland.«

»Ich werde den Eindruck nicht los, daß beide Fälle zusammenhängen«, erklärte der Reporter.

»Hast du Gründe?«

»Nein, nur das Gefühl.«

»Das ist zu wenig.«

»Dieser Maler war Spanier«, sagte Bill, als sie vor einer Ampel stehenblieben, weil diese Rot zeigte. »Aber er hat nicht nur in Spanien gelebt. Er schwärmte für Griechenland und ist schon als junger Mann dorthin ausgewandert.«

»Das ist interessant«, sagte Suko leise.

»Ja, das meine ich auch.«

»Glaubst du deshalb an eine Verbindung zwischen den beiden Fällen?«

Bill wedelte eine Abgasfahne vor seinen Augen durcheinander.

»Weiß ich nicht. Jedenfalls habe ich so eine Ahnung.«

»Hoffentlich nicht allzu schlimm.«

»Doch, Suko, sehr...«

Obwohl es völliger Blödsinn war, fiel mir der Vergleich mit einem der Bond-Filme ein, wo der Held ebenfalls in einen märchenhaften Garten kommt und von zahlreichen Schönen erwartet wurde.

Hier waren es nur vier, aber auch die reichten, wenn es sich bei ihnen tatsächlich um die von uns so sehr gesuchten Medusen handelte. Wir waren bemerkt worden. Die Frauen begrüßten uns mit einem verführerischen Lächeln, als sie sich aufrichteten. Zwei waren blond. Ihr Haar umwehte die Köpfe fahnenartig. Die Gesichter waren jung, die Haut zart, kaum von der Sonne gebräunt. Sie wirkten fragil [\[1\]](#)

wie kostbare Puppen.

In den Bond-Streifen trugen die Girls zumeist knappe Tangas oder Bikinis. Diese hier hatten über ihre schlanken Körper durchsichtige Gewänder gestreift. Sie waren zart gewebt worden und schimmerten in hellen Pastelltönen. Wenn sich die Frauen auf eine bestimmte Art und Weise bewegten und sich die Gewänder verschoben, sahen wir die nackte Haut schimmern.

Die dritte Meduse besaß dunkles Haar. Es war sehr kurz geschnitten, wie bei der Schauspielerin Grace Jones. Fast schon eine Igelfrisur. Das Gesicht darunter wirkte etwas streng, aber der zu einem Lächeln verzogene Mund machte es freundlicher. Die vierte im Bunde war eine Farbige. Ihre Haut hatte die Farbe von Milchkaffee. Ihr Haar bestand aus einem wolligen, turmartigen

Gebilde. Sie besaß einen gazellenhaften Körper mit sehr langen, schlanken Beinen. Als einzige trug sie Schmuck. Um ihren schlanken Hals lag eine Kette aus blutroten Perlen.

Die drei weißen Mädchen blieben auf ihren Liegen hocken. Sie lächelten uns nur an, die Farbige aber kam auf uns zu.

Clarissa stieß mich an. »John, das gefällt mir überhaupt nicht. Diese Frauen sind gefährlich. Die wollen uns in eine Falle locken.«

»Darin stecken wir bereits.«

»Und?«

»Eine echte Medusa sehe ich nicht. Oder wenigstens diese Flora, von der gesprochen wurde.«

»Vielleicht ist es die Dunkelhäutige.«

»Auf keinen Fall. Der Sage nach war Flora, die Göttin der Blumen, hellblond.«

»Sagen können sich irren.«

»Warten wir es ab.«

Die dunkelhäutige Schönheit mit dem interessanten Gesicht ging um den runden Pool herum. Je näher sie kam, um so breiter und auch lockender wurde ihr Lächeln. Eine Körperlänge von uns entfernt blieb sie stehen.

»Willkommen«, sprach sie uns mit einer rauchigen Stimme und in meiner Heimatsprache an. »Ich bin Mona.«

»John!« sagte ich.

Sie nickte mir zu. »Und deine Begleiterin?«

Da ich merkte, daß Clarissa keine Antwort geben wollte, übernahm ich es für sie und sagte ihren Namen.

Mona lächelte sie an. »Du bist schön, Mädchen. Der Name Clarissa paßt einfach zu dir.«

»Ich kann darauf verzichten.«

»Ist sie böse?«

»Sie will keine Komplimente.«

»Das stimmt genau!« rief Clarissa und verlor in diesem Augenblick die Beherrschung. Sie sprang auf die Schwarze zu, packte sie an den Schultern, so daß sich der Stoff des rosafarbenen Gewandes verschob, und schrie sie an. »Warst du es, die meinen Bruder getötet hat? Warst du es, verdammt noch mal?«

»Nicht, Clarissa!« Ich riß sie zurück.

Sie wehrte sich noch, ich mußte sie hart anfassen, während Mona lässig ihr Gewand zurechtzupfte und sogar noch lächelte.

Clarissa schlug beide Hände vor das Gesicht und lehnte sich gegen mich. »Sorry, John, ich habe mich fürchterlich benommen, aber ich konnte einfach nicht anders.«

»Das geht schon in Ordnung, Mädchen.« Die anderen drei Medusen hatten ihre Haltungen entspannt. Sie saßen wieder locker auf den Sofas.

»Was hat sie gehabt?« fragte Mona.

»Sie mag es nicht.«

»Das ist schade. Und du?«

»Es kommt darauf an. Uns ist einiges versprochen worden. So haben wir gehört, daß wir diese Insel oder dieses Paradies nie mehr verlassen sollen.«

»Sagte euch dies der Maler?«

»So ist es.«

»Er hat sich noch nie geirrt.«

»Wir sollen also zu Stein werden?«

»Ja, denn wer die Schönheit sieht, muß dafür leiden.« Mona hob die Schultern. »So ist das nun mal.«

»Was war mit den Besuchern, den jungen Männern? Habt ihr sie auf die Insel gelockt?«

»So ist es.« Mona deutete auf ihre drei Freundinnen. »Wir bleiben ja nicht immer auf der Insel. Manchmal fahren wir ans Festland. Die jungen Männer dort lassen sich sehr schnell von unseren Argumenten

überzeugen. Sie können es kaum erwarten, auf die Insel zu kommen, wo wir das Erbe einer Großen angetreten haben.«

»Die Medusa gibt es nicht mehr!«

»Es stimmt. Doch es gibt ihr Blut.«

Mona lachte. »Es schmeckt herrlich, wenn man davon kostet.«

»Wie Vampire — nicht?«

»Das sind wir nicht. Einige Tropfen reichen, und wir erleben den Zauber der Medusa.«

»Dann werden die Menschen zu Stein, wenn ihr sie anschaut?«

Wieder lächelte sie sphinxhaft. »Vielleicht — vielleicht auch nicht. Wichtig ist Flora.«

»Ja, die Göttin der Blumen. Wer von euch ist Flora?«

»Niemand. Sie hält sich verborgen, aber sie ist die echte Erbin der Medusa. Sie hat das Blut gefunden und uns von seiner Wirkung überzeugen können. Manchmal sind wir wie Spinnen. Die Männer gehen freiwillig in unsere Netze, wie ihr beide.«

»Wir werden dein verdammtes Netz durchreißen!« fuhr Clarissa die Dunkelhäutige an. »Du... du wirst keine Chance bekommen, das schwöre ich dir. Mit uns machst du es nicht.«

Mona schaute sie bedauernd an. »Kindchen, sei nicht so vorlaut. Du kennst unsere Stärke nicht. Ich würde euch vorschlagen, daß ihr euch noch einmal umschaut. Wir haben lange keine neuen Statuen mehr in unseren Garten bekommen, und du, Clarissa, wirst die erste Frau in unserer Sammlung sein.«

»Daraus wird nichts. Ich...«

»Nicht doch.« Ich hielt sie zurück. »Keine Panik, Clarissa.«

»Aber du tust nichts.«

Mich ließ ihr Vorwurf kalt. »Hast du den zweiten Spiegel parat?« fragte ich statt dessen.

»Sehr gut. Warte ab, was jetzt geschieht.«

»Das will ich aber nicht. Dann ist es möglicherweise schon zu

spät.«

Mona winkte uns zu. Diese Handbewegung war gleichzeitig ein Zeichen für die übrigen drei Frauen. Sie richteten sich wieder auf ihren Sofas auf, um uns anzulächeln.

Auch der Maler mischte sich wieder ein. Seine Stimme erklang aus der Höhe.

Er stand auf einem kleinen Balkon und schaute lachend zu uns hinunter.

»Gleich werdet ihr das Wunder der Medusa erleben. Deshalb seid ihr ja gekommen.«

»Hast du das Blut auch getrunken, de Greco?« rief ich hoch.

»Natürlich, sonst wäre ich tot. Oder wird ein Mensch über einhundertfünfzig Jahre alt?« Er lachte wieder.

Clarissa neben mir bekam eine Gänsehaut. »Das meint er doch nicht ernst, oder?«

»Doch, es stimmt.«

»Ein Zombie...« Sie senkte den Kopf und schüttelte ihn. »Ich... ich werde noch verrückt.«

Auf Clarissa achtete ich nicht, weil die vier Frauen meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Die nymphenartigen Geschöpfe hatten sich erhoben und schauten Mona entgegen. Sie ging sehr zärtlich mit ihren Freundinnen um, hauchte ihnen Küsse auf die Wangen und drehte sich dann zu uns um, Triumph in ihren Augen. »Ihr werdet sehen und spüren!« sprach sie über den Pool hinweg. »Ihr wolltet Flora erleben. Ihretwegen seid ihr gekommen. Ich verspreche euch, daß ihr sie erleben werdet. Sie und ihre Kraft sind überall. Nicht nur in Griechenland, auch weiter nördlich.«

»In Wien?« rief ich fragend.

»Du weißt gut Bescheid.«

»Ich habe es ihm gesagt.« Die Stimme des Malers erklang von der

Galerie her.

Mona schüttelte den Kopf. »Du solltest nicht so geschwätzig sein, mein Freund.«

Der Alte schwieg.

Clarissa war noch immer ungeduldig. »Sollen wir denn nicht eingreifen? Es kann sonst zu spät werden.«

»Ich will erst ihr Geheimnis erfahren. Denk an den Spiegel, mehr kann ich dir nicht sagen.«

Jenseits des Pools befand sich ein schmaler Weg. Blumen säumten ihn. Sie wuchsen in großen Kübeln und wurden von Fächerblättern der Palmen beschattet.

Mona ging nicht weg. Sie beugte sich neben einem Kübel dem Boden entgegen und holte etwas hervor.

»Das Blut der Medusa!« hauchte Clarissa.

Sie hatte recht. Wenn es das Blut war, so befand es sich in einem Tonkrug, den die Medusa mit beiden Händen festhielt. Sie hatte die Handfläche gegen die Außenwände des Krugs gepreßt und ging so vorsichtig, als würde sie einen kostbaren Schatz tragen. Clarissa Main stieß mich an. »John, du hast doch eine Waffe. Nimm sie, und schieße den Krug entzwei. Dann ist das Blut nicht mehr wirksam.«

Die Idee war nicht schlecht. Dennoch zögerte ich — und entschied mich dagegen.

»Nein, das mache ich nicht!«

»Weshalb, du...?«

»Ich will Flora!«

Clarissa nickte. »Okay, du hast hier das Sagen. Ich werde nichts mehr tun.«

»Doch, du wirst etwas tun. Geh bitte zurück. Verstecke dich meinerwegen im Haus, das ist besser.«

»Warum? Ich...«

»Mach schon, die Zeit ist knapp. Noch hast du die Gelegenheit.«

Clarissa warf mir noch einen unsicheren Blick zu, bevor sie nickte, sich umdrehte und weglief. Schon bald waren ihre Schritte nicht mehr zu hören.

Was sich die Medusen dabei dachten, war mir egal. Sie hatten es gesehen, nur kümmerten sie sich nicht darum.

Die drei Frauen hielten jetzt Becher in den Händen. Mona war diejenige, die einschenkte.

Sie tat es mit gemächlichen Bewegungen, und auf ihren Lippen lag dabei ein geheimnisvolles Lächeln. Klar, sie gehörte zu denjenigen, die genau Bescheid wußten.

Ich hatte meine Hand in die Tasche der leichten Jacke versenkt. Dort umklammerten meine Finger die in diesem Fall wichtigste Waffe - den Spiegel.

Sollten sich diese Frauen tatsächlich in Medusen verwandeln, wurde es für mich brandgefährlich.

Mona stellte den Krug zu Boden. Von der dunkelhaarigen Freundin bekam sie ebenfalls einen Becher gereicht. Sie goß noch etwas Medusenblut hinein.

Ich konnte von meinem Standplatz aus die Flüssigkeit erkennen, die in die Öffnung rann.

Sie war nicht so kräftig wie Blut, besaß schon eine rote Farbe, war aber etwas heller.

Der Atem floß langsam aus meinen Nasenlöchern. Ich versuchte, mich innerlich zu entspannen und stand so, daß mir die Sonne in den Rücken schien und mich nicht blendete.

Die vier Medusen hoben die Hände mit den Bechern leicht an. Sie prosteten sich zu, lächelten dabei, und es kam mir falsch und auch schlangenhaft vor.

Dann tranken sie.

Auch dies wurde zu einem Zeremoniell. Sie preßten die runden Ränder der Becher gegen ihre Lippen und ließen die sirupartige

Flüssigkeit in die Kehlen rinnen.

Ich schaute kurz nach rechts und auch hoch, wo sich die Galerie befand. Sie war leer. Glücklicherweise hatte sich Clarissa zurückgezogen. Mein Blick fiel auf die vier Frauen. Ihre Hände mit den Bechern waren nach unten gesunken. Die Medusen machten einen durchweg zufriedenen Eindruck. Auf ihren Gesichtern lag ein Strahlen, als hätten sie den kostbarsten Champagner getrunken.

Noch standen sie im Halbkreis, schauten sich gegenseitig an, nickten sich auch zu, und das war gleichzeitig das Kommando, sich herumzudrehen.

Sie taten es synchron.

Ich war ihr Opfer!

Aber ich hielt bereits den Spiegel in der Hand, hatte mich ebenfalls gedreht und hielt den Spiegel so, daß ich alle vier in der Fläche erkannte.

»Wer sie ansieht, wird zu Stein!«

Mona hatte den Satz geschrien, denn sie war die erste, die sich in eine fürchterliche Medusa verwandelte...

Suko hatte wirklich an alles gedacht und dank der Beziehungen seines Chefs freie Hand bekommen. Sogar der Generalschlüssel war ihm überlassen worden, so daß er den Ausstellungsraum betreten konnte. Bill wunderte dies. »Da habe ich mit dir ja einen richtigen Glücksgriff getan«, sagte er.

»Danke.«

»Und hier hat er versteinert an der Wand gelehnt!« flüsterte der Reporter. Er zeigte Suko die Stelle, wo Sheila und er den Reporter Erich Tarknet gefunden hatten.

»Das hat der örtlichen Polizei auch Rätsel genug aufgegeben. Immerhin war es der zweite Mann, der auf diese Art und Weise ums Leben gekommen ist.«

»Hoffentlich werden wir nicht die nächsten beiden sein.«

»Das walte Hugo.«

»Wie willst du eigentlich vorgehen, Suko?«

Der Inspektor hob die Schultern. »Ich habe eigentlich noch keinen genauen Plan, aber es steht jetzt schon fest, daß wir dieses Bild zerstören müssen. Das habe ich auch mit den Kollegen abgesprochen.«

Bill schaute zu den Baumkronen, hinter denen sich der Himmel durch die langsam entschwindende Sonne schon rot gefärbt hatte.

»Falls es sich zerstören läßt.«

»Ich denke dabei an die Dämonenpeitsche.«

»Meinst du wirklich?«

»Ja. Wenn es magisch geladen ist, wie du sagst, wird es einem Schlag mit der Peitsche nichts entgegenzusetzen haben.« Suko hatte sich gebückt und den Schlüssel in das Schloß gesteckt.

Um sie herum brauste der abendliche Verkehr. Viel Lärm wurde durch die Bäume geschluckt. Man hatte die Tür durch mehrere Schlösser gesichert. Außerdem existierte im Innern noch die vollelektronische Alarmanlage, die jetzt allerdings ausgeschaltet worden war. Suko hatte es geschafft. Sehr vorsichtig drückte er die Tür auf und schob sich als erster in den Ausstellungsraum. Bill folgte ihm auf dem Fuß. Er schloß auch die Tür.

Es herrschte eine völlig andere Atmosphäre als am Morgen. Die Stille lag über den Räumen. Bill empfand sie als drückend. Obwohl die Klimaanlage eine bestimmte Temperatur hielt, die niedriger war als die draußen, geriet der Reporter ins Schwitzen. Der Schweiß lag wie ein kaltes dünnes Tuch auf seinem Nacken.

Das verwaiste Kassenhäuschen wirkte deplaziert innerhalb dieses Prunks. Die viereckige Trennscheibe in Mundhöhe des Hauses war wie ein mattes Auge.

»Du kennst dich hier aus«, sagte Suko wispernd. »Wohin jetzt?«

Bill deutete geradeaus.

Die beiden Freunde schritten über den kühlen Steinboden. Die Teppiche lagen erst im Raum hinter der kleinen Eingangshalle. Dort wurden ihre Schritte bis zur Geräuschlosigkeit gedämpft.

Wieder überließ der Inspektor Bill den Vortritt. Da nur die Notbeleuchtung brannte, konnten die Bilder nicht ihre eigentliche Pracht abgeben. Sie lagen zu sehr versteckt. Nur manchmal, wenn das Licht sie streifte, erkannte Suko, welch ungeheure Schätze in diesem Haus lagerten.

Dann sah er auch etwas von der Farbenpracht, die von den Künstlern auf die Leinwand gebracht worden war.

»Einfach herrlich«, flüsterte Suko.

»Das wirst du auch vom Bild der Medusa sagen.«

»Mal sehen. Wo ist es denn?«

»Wir müssen noch weiter.«

Die beiden hielten sich auf den Teppichen. Obwohl sich keiner außer ihnen in den Hallen aufhalten konnte, bewegten sie sich so leise wie möglich.

Ein kostbarer, verzierter Sessel von Allesandro Mendini stand ihnen im Weg. Er hatte einmal dem bedeutenden Autor und Schriftsteller Marcel Proust gehört, jetzt war er zu einem kostbaren Museumsstück geworden. Sein Wert lag bei 50000 DM.

Sie sahen auch das Bild »Perseus mit dem Medusenschild«, und Suko fragte schon, ob es das wäre.

»Nein, noch ein paar Schritte weiter.« Bill verließ bereits den Teppich, um sich nach rechts zu wenden, denn an dieser Wandseite hing das von ihm ausgesuchte Bild.

Der Medusenkopf des Malers de Greco! Einmalig in seiner Schönheit. Obwohl nur ein Bild, sah es aus, als würde es leben. Den Eindruck hatte auch Suko. Wegen des schlechten Lichts hatte er das Gefühl, als würde das Gemälde von innen her leuchten. Darüber

sprach er auch mit Bill.

»Ja, du hast recht.« Der Reporter flüsterte und nickte dazu. »Es kommt auch mir so vor.«

»Hast du das beim ersten Mal auch so gesehen?«

»Nein, da war es hier hell.«

Suko tat zwei Dinge. Zum einen holte er die kleine Leuchte hervor, zum anderen zog er die Dämonenpeitsche und schlug einmal einen Kreis über den Boden, damit die drei Riemen aus der Öffnung fallen konnten. Sie berührten klatschend den Boden, wo sie sich fächerartig ausbreiteten. Der Inspektor war kampfbereit. Aber er schlug noch nicht zu, sondern steckte die Peitsche ausgefahren und mit dem Griff zuerst in seinen Hosengürtel.

Er reichte Bill die Lampe. »Leuchte du es an, ich will es gern genau sehen.«

Bill setzte den Lichtkegel direkt in das Zentrum, und Suko kam endlich dazu, das Bild zu betrachten.

Er schüttelte den Kopf. »Großer Himmel, das ist einmalig. Als würde das Gesicht leben.«

»Ja, so habe ich es auch empfunden.«

»Aber es bewegt sich nicht. Weder die Schlangen auf dem Kopf noch die Lippen.«

»Du mußt einen Spiegel nehmen.«

Suko grinste Bill zu. »So etwas trage ich immer bei mir. Als Mann ist man ja schließlich wer.« Er hatte den viereckigen Gegenstand in die Tasche gesteckt, holte ihn hervor und hielt ihn in einem exakten Winkel so hin, daß er in der glänzenden Fläche das Bild genau erkennen konnte. Er bemerkte zunächst nichts, obwohl Bill das Bild noch immer anleuchtete.

»Und?«

»Tut mir leid, Bill. Bei mir will sie nicht so.«

»Verdammt, ich habe mich nicht getäuscht. Dieses Bild steckt

voller Magie, es lebt.«

Auch der Reporter holte einen Spiegel hervor und kantete ihn so, daß sich das Gemälde darin abzeichnete.

»Na?« fragte Suko.

Bill preßte für einen Moment vor Enttäuschung die Lippen zusammen.

»Du hast recht, da tut sich nichts.« Er räusperte sich. »Aber geirrt habe ich mich nicht, Suko. Außerdem sind die beiden Versteinerten der Beweis, daß etwas nicht stimmt.«

»Das glaube ich fest. Aber hier ist die Medusa...« Suko sprach den Satz nicht mehr zu Ende. Er hatte sich noch einmal stark auf das Bild im Spiegel konzentriert und glaubte plötzlich, etwas gesehen zu haben. Nicht der Mund dieser Medusa verzog sich zu einem Lächeln, es waren die Augen, in die so etwas wie Leben trat. Sie bekamen einen völlig anderen Ausdruck. Bisher schien tief in ihren Pupillenschächten eine Kraft nur gelauert zu haben. Jetzt aber stieg sie hervor und gab den Pupillen einen eigenartigen Glanz.

»Sie lebt, nicht?« fragte Bill, dem natürlich alles aufgefallen war.

»Ich glaube.«

»Die Augen.«

Bill konzentrierte sich darauf. »Okay, Suko, du hast recht. Sie sehen anders aus. Da ist plötzlich ein dunkles Licht, das von unten herkommt. Ein Wahnsinn, Mensch.«

Das Gespräch der beiden Freunde versiegte. Jetzt gab es nur mehr das Gesicht der Medusa. Es war nicht normal, dahinter steckte viel mehr: eine Macht, die der eines normalen Menschen über war. Das Leben setzte sich fort.

Auf einmal bewegten sich auch die Schlangenkörper. Zunächst war es nur ein Zucken, vielleicht ein Zittern, das bei den Köpfen begann, wobei sich die Schlangenhäuler öffneten und dünne, lange Zungen hervorschossen, die wie kleine Peitschenschnüre wirkten. Auch der

Mund blieb nicht mehr so starr. An den Winkeln zog er sich auseinander. Ein fast amüsiertes Ausdrück glitt über den unteren Teil des Gesichts. Es schien so, als wollte die Medusa die beiden Männer spöttisch anlächeln, weil sie sich ihrer Macht bewußt war.

»Die wird sich wundern!« flüsterte Bill. »Was sagst du jetzt, Suko? Habe ich recht gehabt?«

»Ich nehme alles zurück und behaupte das Gegenteil.«

»Willst du es zerstören?«

»Ja, das ist der beste Zeitpunkt. Das heißt, ich kann es versuchen.«

Suko schaute auch weiterhin in seinen Spiegel und drehte dem Gemälde den Rücken zu. Wenn er schlug, wollte er zu einem Runds Schlag ansetzen und sich nicht frontal dem Bild nähern. Bill beobachtete ihn gespannt. Er hätte selbst gern eingegriffen, aber Sukos Methode war sicherer!

Der Inspektor hob seinen rechten Arm. »Schau sie nicht direkt an!« zischte er Bill zu.

»Was denkst du denn? Ich will mich doch noch bewegen können. Viel Glück, Alter.«

»Kann ich brauchen.« Suko hatte bereits ausgeholt. Er ging sicherheitshalber rücklings zwei Schritte auf das Gemälde zu, um die entsprechende Distanz zu bekommen.

Den rechten Arm hatte er bereits erhoben. Den Peitschengriff hielt er locker und dennoch fest. Suko konnte mit diesem Instrument perfekt umgehen. Er war darin ein Meister.

Sein Arm raste nach unten. Gleichzeitig streckte er sich. Die drei Riemen fächerten auseinander, so wie Suko es gewollt hatte. Beide Männer schauten dabei in ihre Spiegel. Sie wollten den Erfolg mitbekommen und freuten sich, als sie das Klatschen hörten, mit dem die drei Riemen gegen das Gemälde schlugen.

Sie waren fächerförmig geblieben und hätten das Gesicht an drei Stellen erwischen müssen.

War es ein Schrei, war es ein Zischen, das sie vernahmen? Vielleicht beides. Dann passierte das Schreckliche. Das Gesicht der Medusa verschwand. Innerhalb des Rahmens bewegten sich dünne Nebelschleier durch eine leere Landschaft.

Die Freunde wandten dem Bild noch immer ihre Rücken zu. Sie konnten es nicht fassen. Bill gab schließlich zuerst einen Kommentar ab. »Hast du sie zerstört?«

Langsam drehte sich Suko um und stellte sich vor das Bild hin. »Das glaube ich nicht.«

Auch Bill machte die Drehung. »Aber sie ist nicht mehr vorhanden!« keuchte er.

»Stimmt. Nur mehr Nebel...«

»In den sie sich aufgelöst hat.«

»Bist du dir da ganz sicher?«

»Was heißt sicher?« Bill hob die Schultern. »Ich kann mir keine andere Möglichkeit vorstellen.«

»Da stimmt einiges nicht«, sagte Suko. »Schau dir das doch an. Das Gesicht ist verschwunden. Okay, das nehme ich noch hin. Ich frage mich nur, weshalb auch die Leinwand nicht mehr vorhanden ist. Zumindest Reste von ihr müßten noch zwischen dem Rahmen hängen.«

»Stimmt!«

Bisher hatten sich die beiden nicht getraut, näher an das Bild heranzutreten. Suko machte den Anfang, als er die Distanz mit zwei kleinen Schritten überwand. Er winkte Bill zu. »Komm mal her, ich will auch von dir eine Bestätigung.«

Der Reporter war sehr gespannt. Aus Sukos Stimmlage hatte er etwas Bestimmtes herausgehört.

»Es ist noch etwas dahinter«, sagte der Inspektor.

»Wo?«

»Die Schleier sind dünn. Ich meine...«

»Verdammt!« Diesmal sprach Bill Conolly lauter. »Das ist John Sinclair. Ja, das ist er!«

Die Dunststreifen hatten sich gelichtet. Beide schauten nicht gegen das Bild, sondern hinein. Es kam ihnen vor, als hätte jemand ein Loch in die Wand geschnitten, den Eingang eines Tunnels. Und an dessen Ende entdeckten sie ein Szene.

Personen waren dort zu sehen.

Unter anderem John Sinclair. Er befand sich in einem anderen Land, wo die Sonne heller schien. Das mußte so etwas wie ein Garten sein, und er war nicht allein.

Vier Frauen befanden sich in seiner Nähe, auf deren Köpfe sich statt der Haare dünne Schlangen ringelten...

Es war Clarissa Main schwergefallen, John Sinclair allein zu lassen. Aber sie hatte eingesehen, daß es die beste Möglichkeit für sie war. Sie konnte dem Mann momentan nicht helfen. Er würde sich allein zurechtfinden, schließlich gehörte er nicht zu den Anfängern in diesem fürchterlichen Geschäft, das hatte sie schon längst bemerkt. Sie waren durch den Garten gelaufen und hatten auch die Steinfiguren passiert. Wenn sie daran dachte, daß diese Skulpturen vor kurzem noch normale Menschen gewesen waren, dann wurde ihr ganz anders. Sie unterdrückte den Gedanken, weil sie sich nicht unnötig damit belasten wollte, und tauchte in den Durchgang ein, der die beiden Haushälften voneinander trennte.

Die Tür am Ende war wieder geschlossen. Clarissa wollte auch nicht in den vorderen Garten, für sie war wichtig, ein Versteck innerhalb des Hauses zu finden.

Und sie dachte dabei an de Greco, den Maler. Er hatte sich auf der Galerie gezeigt, die sich an der Außenseite der linken Haushälfte entlangzog.

Mit dem Mann wollte sie reden. Aus diesem Grunde entschied sich das Mädchen, die linke Haushälfte zu betreten. Eine Tür war in der

Einfahrtsmitte vorhanden. Zwei breite Steinstufen führten hoch. Sie überwand die Stufen mit einem Schritt und stand wenig später in einem engen Flur, den dämmriges Licht ausfüllte, weil vorden Fenstern außen noch die Läden hingen.

Die herrschende Kühle tat ihr gut. Sie bekam sogar eine Gänsehaut, aber das mußte nicht unbedingt an der Witterung liegen. Schließlich war sie auch innerlich angespannt.

Der Flur endete vor einer Treppe. Links lagen drei Räume. Da wollte sie nicht hin.

Das Mädchen bewegte sich über die Stufen der schlichten Holztreppe nach oben. Sie trat dabei an den Rändern auf, weil sie hoffte, daß das Holz dort nicht so stark knarrte.

Clarissa hatte Glück. Die Geräusche hielten sich in Grenzen und waren auch in der ersten Etage kaum zu hören.

In einem diesmal helleren Flur blieb sie stehen. Die Türen der Zimmer waren nicht verschlossen. Durch die Fenster konnte das helle Licht fluten. Gespannt lugte sie in den ersten Raum.

Er war leer. Aber er besaß eine bis zum Boden reichende Tür, die zur Galerie führte. Beide schmalen Flügel der Tür standen offen. Clarissa wollte das Zimmer schon betreten, als sie die Stimme des Malers hörte. Der Mann hielt sich in einem der anderen Räume auf, die am Ende des Ganges lagen.

Auf Zehenspitzen näherte sich Clarissa dem neuen Ziel. Dieser Maler war für sie eine Schlüsselfigur. Wenn es ihr gelang, die Furcht vor ihm zu überwinden, konnte er ihr möglicherweise weitere Auskünfte über das Schicksal der Versteinerten geben.

Auch ihr Gesicht kam Clarissa wie versteinert vor. Sie hielt den Mund halb geöffnet. Sehr vorsichtig atmete sie ein, immer darauf bedacht, kein unnötiges Geräusch zu verursachen.

Von ihr aus gesehen, hielt sich de Greco im dritten Zimmer auf der linken Seite auf. Auch dessen Tür stand weit offen. Helligkeit

durchflutete den Raum.

Clarissa preßte sich außen gegen die Wand. Sie hörte den Mann sprechen. Er redete mit sich selbst.

»Ein Kunstwerk«, sagte er heiser. »Meine Bilder sind Kunstwerke. Jedes ist so einmalig. Die Menschen werden es noch schätzen lernen. Sie müssen es einfach.« Er lachte ziemlich hoch. »Meine Medusa«, sprach er dann weiter. »Meine Medusa lebt. Sie ist gemalt und lebt. Niemand weiß es außer mir. Ich stehe mit ihr in Verbindung, ich habe das Blut getrunken, da konnte ich sie malen. Ihre Hand hat meine geführt. Jeder Pinselstrich bedeutet ein Stück Leben. Und wenn sie will, tötet sie. Hütet Euch, Ihr Leute, hütet Euch, Ihr Ungläubigen, Ihr Arroganten. Da sind Dinge in Bewegung gesetzt worden, die erst am Anfang stehen. Medusa ist nicht tot, sie lebt auch in meinen Bildern weiter.«

Clarissa war bleich geworden. Sie mußte die Worte erst verdauen, und sie fragte sich gleichzeitig, ob der Mann ein Spinner war oder ein Realist? Wahrscheinlich beides. Er lebte in einer Welt, die völlig anders war als die normale. Abgetrennt von Dingen, die den normalen Alltag eines Erdbewohners interessierten, zudem eine Person aus dem vergangenen Jahrhundert, die eigentlich längst hätte tot sein sollen. Aber er lebte noch. Er war ein Zombie, er hatte das Blut der Medusa getrunken, das es schaffte, den eigentlichen Tod und den Verfall des Körpers zu überwinden.

Clarissa Main bekam eine Gänsehaut. Sie konnte einfach nicht begreifen, in was sie da hineingeraten war. Es gab keine rationale Erklärung für sie.

De Greco sprach wieder. »Alle werden zu Stein, hier und in Wien. Ich habe mit dem Gemälde Akzente gesetzt. Sie haben es ausgestellt, ja, es paßte ihnen in den Kram.« Er kicherte, wollte noch etwas sagen, da versagte ihm die Stimme.

Das wiederum wunderte Clarissa. Sie gab sich einen Ruck und

mußte auch erst den innerlichen Schweinehund überwinden, um in das Zimmer peilen zu können.

De Greco stand ungefähr in der Mitte des Raumes, der kaum möbliert war. Nur ein Korbsessel stand in seiner Nähe. Neben der Wand hatte jemand ein Lager aus Bastmatten errichtet.

Clarissa wollte den Maler schon ansprechen, als ihr etwas auffiel. Seine Haltung war so unnatürlich, steif wie ein Brett, den Rücken durchgedrückt. Den rechten Arm erhoben, die Hand zur Klaue gekrümmt und sie vor seiner Kehle haltend.

Er hielt den Mund offen. Krächzende Laute, verbunden mit würgenden Geräuschen, drangen über seine Lippen. Er bewegte seine Beine und trat dabei auf der Stelle.

Clarissa verließ ihren heimlichen Beobachtungsposten und schob sich so weit vor, daß sie auf der Türschwelle stand und jetzt besser beobachten konnte.

De Greco hatte sie noch nicht gesehen. Seine Haltung erinnerte an die eines Betrunkenen. Er mußte sich breitbeinig aufbauen, um überhaupt Halt zu haben.

Dabei schwang sein Oberkörper vor und zurück. »Nein... nein... nicht! Ihr dürft es nicht tun. Ihr dürft das Bild nicht zerstören. Es ist mein Meisterwerk, es ist einmalig. Ich habe es mit dem Blut der Medusa gemalt. Sie gab mir die Kraft. Ich, de Greco, ich... aaahhhgggrrr...«

Diesmal umklammerte er seine Kehle so hart, als wollte er sich selbst erwürgen.

Clarissa beobachtete ihn mit Schrecken. Sie wunderte sich über sich selbst, daß sie den Mut aufbrachte, das Zimmer zu betreten und auf den Maler zuzugehen. Ihm ging es schlecht, sie wollte ihm helfen. Irgendwie hatte sie Mitleid.

Da drehte er sich um.

Er tat es nicht sehr schnell, blieb auch auf der Stelle stehen, und

Clarissa schaute in sein Gesicht.

Der Schock traf sie wie ein plötzlicher Stromstoß. Mit vielem hatte sie gerechnet, damit aber nicht, denn der Mann vor ihr war zu einem Monstrum geworden.

Seine Haut sah aus, als wäre sie zusammengezogen worden. Sie hatte etwas Mumienhaftes bekommen. Wie zu einem Röcheln aufgerissen, sah der Mund aus wie ein Schlund innerhalb des Gesichts. Die Augen lagen auch nicht ganz normal in den Höhlen. Sie waren von unsichtbaren Kräften tiefer hineingedrückt worden. Er hatte Angst - Todesangst. De Greco schaute Clarissa an, die sich nicht traute, die Flucht zu ergreifen. Auch dann nicht, als er ihr seinen Arm entgegenstreckte, als wollte er Hilfe von ihr bekommen. Clarissa wehrte sich nicht. Sie kam ihm sogar mit ihrer Hand entgegen und legte sie in die seine.

Welch ein Gefühl! Welch ein Grauen!

Die Hand des Mannes war kalt, aber nicht eisig, eben wie bei einer Leiche. Hinzu kam die Veränderung der Haut. Clarissa konnte sie bewegen, als bestünde sie nur aus einem dünnen Gummifilm. Sie strich über Knorpel und Knochen, als wollte sie im nächsten Moment abrutschen wie ein Handschuh. Die linke Hand hielt de Greco gegen sein Gesicht gepreßt. Er hatte die Finger gekrümmt, die Spitzen mit den Nägeln schienen sich in die Haut bohren zu wollen, dann preßte er auch den Handballen in Höhe des Nasenbeins vor das Gesicht.

Nur seine Augen waren noch deutlich zu erkennen. Jedoch auch sie veränderten sich und schienen sich aufzulösen.

»Du... du...«, würgte er hervor. »Du weißt es. Das Bild... sie haben es zerstört. Sie haben es vernichtet und mich auch, verdammt...« Er ließ seine Hand sinken.

Im gleichen Augenblick rutschte auch die Rechte von Clarissas Handfläche ab. Als sie, durch den eigenen Schwung geführt, gegen den Körper des Mannes prallte, wirkte dies in etwa wie eine

Initialzündung. Plötzlich rieselte die Haut wie trockener Staub dem Boden entgegen. Clarissa hörte das Knacken. Seine Knochen brachen, als bestünden sie aus dünnem Glas.

De Greco konnte sich keine Sekunde mehr länger auf den Beinen halten. Er sackte zusammen, fiel quer über den Korbsessel, riß diesen noch mit um und polterte mit ihm zusammen auf den Steinboden. Zwischen dem Korbgeflecht der Sitzfläche hingen Reste von ihm. Knochensplitter und auch Hautstücke. Er selbst verging.

Ein Mann, der längst hätte tot sein müssen, fand nun sein wirkliches Ende.

Das Bild und die Kraft der Medusa hatten ihn am Leben erhalten. Jetzt war das Gemälde zerstört worden und damit der unselige Lebensfaden des Malers auch gerissen.

Er lag auf dem Bauch, dicht vor Clarissas Füßen. Noch einmal versuchte er, den Kopf zu heben. Das kostete ihn Kraft, und es war ein vergebliches Unterfangen.

Eine Fingerhöhe bekam er ihn noch vom Boden hoch, dann fiel der Kopf wieder zurück, dessen Knochen morsch und alt geworden waren. Clarissa hörte es knirschen.

Danach war es still.

Sie ging zur Seite. Am liebsten wäre sie weggelaufen, weit weg, aber das war nicht möglich. Sie schaffte es einfach nicht, das Zimmer zu verlassen, und sie hatte auch Angst vor diesem gefährlichen Garten, in dem das Unheil lauerte.

De Greco, der Maler, war gestorben. Jemand, den Clarissa nicht kannte, mußte sein Meisterwerk zerstört haben, mit dem er sich so verbunden fühlte.

Doch die anderen existierten noch. Vier Medusen und auch ihre Anführerin, die sich Flora nannte, getreu nach der Göttin der Blumen. Weder John noch Clarissa hatten sie je zu Gesicht bekommen. Trotzdem glaubte das Mädchen nicht daran, daß es sich

bei Flora um ein Hirngespinnst handelte. Sie mußte sich hier irgendwo versteckt halten. Clarissa kostete es Überwindung, auf die Balkontür zuzugehen. Sie drückte sich an dem Toten vorbei. Ihre Gehbewegungen besaßen dabei etwas Roboterhaftes, über ihren Rücken rann ein kalter Schauer, und sie fürchtete sich vor dem, was sie möglicherweise unten im Garten erwartete, wenn sie über den Tod des Malers berichtete. Helles Licht füllte das Zimmer. Die Sonne meinte es wieder sehr gut. Der Schein drang von der Galerie her in den Raum, zeichnete alles sehr deutlich nach, und Clarissa kam sich vor wie auf dem Präsentierteller. Die letzten Schritte bis zum Ziel legte sie noch langsamer zurück. Dann stand sie direkt vor dem Balkon, drückte ihren Kopf nach vorn und konnte bereits in den Garten schauen.

Sie sah einen Teil des Pools. Es war nur ein kleiner Ausschnitt, aber sie erkannte auch die dunkelhäutige Mona, die einen Trinkbecher an die Lippen setzte.

Obwohl Clarissa die Flüssigkeit darin nicht erkennen konnte, glaubte sie daran, daß Mona das Blut der Medusa schlürfen würde. Ihr wurde fast übel, als sie sich mit diesem Gedanken beschäftigte. Wie konnte man nur Blut trinken, auch wenn es angeblich ein besonderer Saft war?

Mona setzte den Becher ab, und Clarissa vernahm einen Satz, der sie regelrecht elektrisierte.

»Wer sie ansieht, wird zu Stein!«

Sie warf sich zurück, taumelte durch das Zimmer, wankte in den Flur und dachte daran, daß sie John Sinclair möglicherweise als Steinfigur wiedertreffen würde...

Daran dachte auch ich!

Mir war alles erlaubt, ich durfte nur nicht in die Gesichter der vier Medusen schauen, dann war ich verloren.

Zwar trennte uns der Pool, aber diese Entfernung war lächerlich gering. Sie schwächte die magische Wirkung nicht. Die Luft war noch immer klar, selbst der Boden atmete die Frische. Das alles tat dem Grauen keinen Abbruch.

Es hatte sich manifestiert, die Kraft der Medusa, getankt durch das Blut, sollte eine fürchterliche Rachetour einleiten.

Natürlich hütete ich mich davor, mich umzudrehen. Selbstmörder war ich nicht, deshalb schaute ich nur in den Spiegel und bewegte ihn auch, um die vier Medusen im Blick zu behalten.

Es begann bei den Haaren, und zwar zur gleichen Zeit bei allen vier Frauen. Zuerst ringelten sie sich zusammen, als wollten sie eine Masse von Würmern bilden, wurden dann glatt und bekamen eine andere Farbe, ein Graugrün. Es war ein schockartiger Anblick, denn die Enden der Strähnen veränderten sich zu Köpfen.

Schlangenköpfe...

Widerliche, langgestreckte Mäuler, die auch aufklappten und ihre schmalen Zungen entließen, so daß diese vorschießen konnten wie dünne Peitschen.

Auf den Köpfen der Frauen ringelten sich jeweils vier Schlangen, sechzehn insgesamt. Jetzt erst waren sie zu echten Medusen geworden, und auch ihre Gesichter hatten eine Veränderung erlebt. Waren sie vor Minuten noch als hübsch anzusehen gewesen, so glichen sie nun verzerrten Masken, schrecklichen Fratzen mit weit geöffneten Mäulern und runden, großen Augen.

Hier standen ihnen nicht die Haare zu Berge, sondern die Schlangen. Ich hörte auch ihr Kreischen, das über den Pool hinweg gegen meinen Rücken gellte.

Ich sollte ihr neues Opfer werden!

Es war nicht das erste Mal, daß ich gegen Medusen kämpfte. Es zählte allein, daß ich sie nicht anschaute und völlig überraschend für sie dann angriff.

Ich zog mich zurück. An dieser Seite des Pools stand ich ziemlich deckungslos, und Deckung konnte ich genug innerhalb des weitläufigen Gartens finden.

Den Medusen blieb mein Vorhaben nicht verborgen. In meiner Klappspiegelfläche sah ich, daß auch sie nicht stehenblieben und sich verteilten. Sie wollten mich jagen.

Dabei besaß ich noch einen winzigen Vorteil. Die Medusen mußten erst um den Pool herum, diese Strecke hatte ich schon hinter mich gebracht. Ich lief in einen schmalen Weg hinein, der von blühenden Hecken flankiert wurde und wo ebenfalls eine Statue stand, deren Rücken mit einer querlaufenden Buschreihe abschloß.

Hinter der Figur fand ich Deckung. Sie reichte mir aber nicht. Ich wühlte mich in den Oleanderbusch hinein, duckte mich dort und wartete ab. In der rechten Hand hielt ich jetzt die Beretta, den Spiegel hatte ich in die linke gewechselt.

Meinetwegen konnten sie kommen. Dabei würde ich natürlich einen Teufel tun und den Pfad direkt beobachten. Ich konzentrierte mich einzig und allein auf die Geräusche. Vier Gegnerinnen hatte ich und natürlich die Anführerin der Medusen, eine Person namens Flora, die das Blut der Medusa entdeckt hatte. Bisher hatte sie sich noch nicht gezeigt, aber irgendwo mußte sie sich verborgen halten.

Ich atmete nur flach. Kein Geräusch sollte mich verraten. Jetzt störte mich auch das Plätschern der Brunnen, weil es die anderen Laute überlagerte.

Der Wind brachte den Blütenduft des Gartens mit. Es hätte ein kleines Paradies sein können. Leider hatten die Medusen aus diesem Flecken Erde eine Hölle gemacht.

Der versteinerte Tod war überall gegenwärtig... Schritte ließen mich aufhorchen!

Sie kamen von vorn. Die Stimme der schwarzhaarigen Frau hallte durch den Garten. Sie klang irgendwie quietschend und verzerrt.

»Ich glaube, er ist hier gegangen. Wenn das stimmt, kann er nicht weit sein.«

Da hatte sie sogar recht.

Links von mir erklang die Antwort. »Sollen wir kommen?«

»Ja, es ist besser.«

Das gefiel mir überhaupt nicht. Wenn ich einmal in der Zange steckte, war es schwer, wieder hervorzukommen. Aus diesem Grunde wollte ich die Sache forcieren.

Dabei ging ich ein Risiko ein, als ich das Gebüsch verließ und nur mehr die Statue sah.

Die Schritte waren lauter geworden. Ich machte mich so schmal wie möglich und lauschte den Geräuschen.

Wie weit war die Meduse entfernt?

Einen Meter, zwei oder noch mehr?

Der Pfad war schmal, ich besaß genügend Munition und ging das Risiko voll ein.

Perseus hatte der Medusa das Schlangenhaupt mit einem Schwert vom Körper geschlagen. Ich trug eine solche Waffe nicht bei mir, nur den Bumerang hatte ich mitgenommen. Ihn ins Blaue zu werfen, erschien mir ein zu großes Risiko, so wollte ich es mit Silberkugeln versuchen. Vielleicht reichten auch sie.

Der Pfad war schmal. Ich konnte ihn mit drei Kugeln abstreuen. Das mußte auch reichen.

»Ich sehe ihn, Schwester. Sein Schatten ist hinter...«

Das weitere Wort ging im peitschenden Krachen der Schüsse unter. Ich hielt meinen Arm vorgestreckt, zielte an der Hüfte des Versteinerten vorbei und hatte zweimal den Stecher zurückgezogen. Ein heller spitzer Schrei drang aus dem schmalen Pfad gegen den azurblauen Himmel. Es war kein Ruf der Freude, eher der Laut, den jemand abgibt, bevor er stirbt.

Ich wartete noch einige Sekunden, vernahm ein Schaben, als

würden Füße über den Boden schlagen und verließ erst dann geduckt mein Versteck, aber so, daß ich die am Boden liegende Person in der Spiegelfläche sehen konnte.

Ob sie eine oder zwei geweihte Silbergeschosse erwischt hatten, war nicht zu erkennen. Jedenfalls lag sie da und regte sich nicht. Das Gesicht zeigte einen fast schon friedlichen Ausdruck, nur auf ihrem Kopf hatte sich etwas getan.

Dort bewegten sich die Schlangen nicht mehr. Sie wirkten wie stumpfe, dicke Würmer, die dabei waren, sich in graugrünen Staub aufzulösen. Ich setzte auf das volle Risiko und näherte mich der Person, ohne daß ich sie im Spiegel sah.

Ihr Gesicht war bleich. Der Mund stand offen, die Augen ebenfalls. Das geweihte Silber hatte ihrem unseligen Dasein ein Ende gesetzt. Es war so wie bei den Vampiren.

»He, Chloe, wo bist du? Gib Antwort!«

Die beiden Blondes hatten gemeinsam nach ihrer dunkelhaarigen Schwester gerufen.

Eine Antwort bekamen sie trotzdem. Allerdings nicht von ihrer Schwester, ich gab sie.

»Chloe ist tot!« rief ich laut, und meine Stimme schallte über den Garten.

»Wenn es euch nicht auch so ergehen soll, zieht euch lieber zurück und laßt mich in Ruhe. Ich will euch nicht, ich will nur Flora. Sagt mir, wo sie ist und wo sich das Blut befindet!«

Nach dieser Aufforderung war es zunächst still. Ich blieb auch nicht mehr an der gleichen Stelle, wechselte geduckt und rasch meinen Standort und lief wieder in Richtung Pool.

Dort war bestimmt alles frei.

Ich irrte mich nicht. Die Liegen waren leer. Der Stoff der Sofas bleichte in der Sonne.

Mit der einen Seite standen die Liegen zu einer Geometrie aus

Blumenrabatten. Eigentlich hätte mir aus dieser Richtung Blütenduft entgegenwehen müssen, aber das war nicht der Fall. Zwar roch ich die Blumen, doch dazwischen mischte sich ein fast widerlicher, feuchter, nach Höhle und Moder riechender Gestank.

Ich kam mir vor wie der Elefant im Porzellanladen, als ich die Rabatten zertrat, um nachzuschauen, woher der Geruch wehte. Die Blumen rahmten ein Viereck ein. Und dieses Viereck bestand aus Marmorsteinen, wobei in der Mitte ein großer, quadratischer Stein fehlte, so daß er den Eingang zu einem Tunnel oder den Weg in die Unterwelt bildete.

Vielleicht zu Flora?

Nein, nicht vielleicht, bestimmt! Wenn es ein Versteck für sie gab, dann in der Erde. Zahlreiche griechische Inseln wiesen unter dem felsigen Boden ein Labyrinth aus Höhlen, Tunnels und Gängen auf. Wieso sollte es hier anders sein?

Die Medusen verständigten sich durch Zurufen untereinander. Ich wunderte mich nur, daß ich die Stimme dieser dunkelhäutigen Mona nicht hörte. Suchte sie woanders?

In meiner unmittelbaren Nähe befand sie sich nicht, das stellte ich mit einem schnellen Rundblick fest. Ich zögerte auch, in die Öffnung zu steigen, bis ich aus der Tiefe ein Lachen und dazwischen eine böse klingende Stimme vernahm.

»Komm nur her, ich warte auf dich!«

Es mußte sein. Entweder, oder.

Ich entschied mich für das oder und fand dicht unter der Klappe die erste Stufe...

Es hatte einige Zeit gedauert, bis sich Clarissa von dem Schock über den hautnah erlebten Tod des Malers erholte. Dann aber dachte sie daran, daß sie John Sinclair nicht alles allein überlassen konnte. Sie wollte ihm zumindest auf ihre Art und Weise helfen. Von der

Galerie her besaß sie einen guten Überblick.

Die Warnung des Geisterjägers ging ihr nicht aus dem Kopf. Auf keinen Fall durfte sie eine der verwandelten Medusen anschauen. Dann war auch sie verloren.

Clarissa traute sich nicht, den Balkon zu betreten. In der Tür blieb sie stehen und drückte sich dabei auf die Zehenspitzen, um besser in den Garten schauen zu können.

Zunächst sah sie nichts. Weder von John Sinclair noch von den vier Medusen.

Ihre Blicke streiften von rechts nach links durch den Garten. Dann sah sie die Bewegung.

Das Mädchen hatte Glück, daß es aus einer gewissen Höhe nach unten schaute. So blickte sie den blonden Medusen nicht in die Gesichter, sondern auf die Köpfe, wo sich die Schlangen wie übergroße, graugrüne Würmer bewegten.

Anscheinend wußten die Medusen nicht, wo sie ihren Gegner suchen sollten. Sie zeigten sich ziemlich ratlos, schauten mal nach rechts, dann nach links und redeten flüsternd miteinander.

Plötzlich erschien Chloe.

Sofort zuckte Clarissa zurück. Es war ihr Glück, denn die Schwarzhaarige hob den Kopf.

Vielleicht hätten sich die Blicke der beiden Frauen getroffen. So aber war der Kelch an Clarissa noch einmal vorbeigegangen.

Und Chloe wußte, wo sich der Geisterjäger aufhielt. Sie gab diese Information an ihre Medusenschwestern weiter. Clarissa bekam Angst um John. Diese drei Weiber konnten einem einzelnen sehr gut eine Falle stellen.

Wieder schaute sie und hatte sich kaum bewegt, als die Echos zweier Schüsse die Ruhe des Gartens zerstörten. Clarissa ging heftig zurück. Aus dem Garten drang der schrille Schrei zu ihr. Der Schrei einer Frau, also mußte John Sinclair eine Medusa erwischt haben.

Sollte sie sich freuen?

Clarissa wußte es nicht. Schließlich war eine Person gestorben, aber sie mußte einfach nachschauen und ging einen zögernden Schritt nach vorn, als sie den zweiten nicht mehr tat.

Sie hatte etwas gehört.

Nicht im Zimmer, draußen im Gang. Es waren leise, schleichende Schritte, die bereits die Treppe hinter sich gelassen hatten und sich dabei auf ihr Zimmer zubewegten.

John Sinclair konnte es nicht sein, er hielt sich unten im Garten auf. Also gab es nur eine Alternative.

Als Clarissa daran dachte, wurde sie bleich. Das Blut hatte ihr Gesicht verlassen, auf der Stirn lag der Schweiß wie ein feuchter Film. In den Beinen spürte sie das Zittern. Sie konnte sich nicht einmal aussuchen, wer sich dort im Gang bewegte, das mußte einfach die dunkelhäutige Mona sein, die Schlimmste der Medusen.

Clarissa vernahm Monas Lachen. Die Meduse brauchte nichts zu sagen. Es war einzig und allein dieses widerliche Lachen, das mehr beschrieb als tausend Worte.

Nahe der Tür stoppten die Schritte. Auch das Gelächter war verstummt. Die Stille drückte auf Clarissas Nerven. Sie sah kaum noch einen Ausweg. John Sinclair wußte sie in Sicherheit. Er konnte ja nicht ahnen, wie trügerisch sie war.

Sollte sie schreien?

»Hallo, Kindchen, ich bin gekommen. Ich bin schon fast da!« Mona sprach die Worte leise und trotzdem gut verständlich. »Ich brauche nur in das Zimmer zu kommen und dich anzuschauen. Dann haben wir die erste weibliche Steinfigur bei uns.«

Clarissa konnte nicht antworten. Das Wissen um ihr nahes Ende und die Angst schnürten ihr einfach die Kehle zu. Sie hütete sich, eine Drehung zu machen, nur nicht zur Tür schauen, der anderen immer den Rücken zeigend, das war sicherer.

»Dein Freund hat eine meiner Schwestern getötet, Kindchen, das gefällt mir gar nicht. Ich werde mich rächen. Da er für mich momentan nicht greifbar ist, wirst du daran glauben. Hörst du?«

»Geh! Geh weg! Ich... ich habe dir nichts getan!« Clarissa sprach stotternd der offenstehenden Balkontür entgegen. »Verschwinde doch... laß mich in Ruhe!«

»Nein, Kindchen!«

Mona ging weiter. Die dunkelhäutige Meduse fand Spaß daran, die andere zu quälen. Sie schob sich auf die Schwelle und streifte dabei mit der Schulter an der Türecke entlang.

»Jetzt bin ich im Zimmer, Kindchen!«

Clarissa hatte den Eindruck, als wäre es mit einer wattigen Luft gefüllt. Alles hatte sich verändert. Der Odem des Bösen pulsierte zwischen den Wänden.

Sie war nicht fähig, eine Antwort zu geben und hörte schon die nächste Frage: »Willst du dich nicht umdrehen und mich ansehen? Dann hast du es hinter dir. Oder bin ich dir nicht schön genug? Stören dich die Schlangen auf meinem Kopf? Keine Sorge, wenn du sie mit den richtigen Augen sehen würdest, kämst du nicht darum herum, sie auch zu lieben. So wie wir es tun.«

»Geh doch weg!« Clarissa schlug die Hände vor ihr Gesicht, als würde Mona schon vor ihr stehen.

»Tut mir leid, Kindchen, ich bleibe! Ich bin jetzt ganz nahe bei dir.« Der letzte Satz wurde von einem schleifenden Schrittgeräusch begleitet, als die dunkelhäutige Meduse sich noch weiter auf Clarissa vorschob. Die junge Engländerin stand da, ohne sich zu rühren. Schon jetzt kam sie sich vor wie versteinert, und das änderte sich im nächsten Augenblick, als Mona ihren Arm ausstreckte und die Hand auf Clarissas Schulter legte.

Sie schüttelte sich. Dieser Druck der Hand erschien ihr hart wie eine Steinpranke. Zudem hatte Mona die Finger gekrümmt. Es war

eine besitzergreifende Geste, ein Zeichen, daß sie ihr Opfer freiwillig nicht mehr loslassen würde.

»Jetzt gehörst du mir, Kindchen. Du brauchst dich nur umzudrehen und mich anzusehen.«

»Nein, nein!«

»Dann muß ich dich zu deinem Glück zwingen. Ich werde um dich herumgehen und dir die Hände vom Gesicht reißen. Ich habe dich vorher genau angesehen. Irgendwie hast du Ähnlichkeit mit einem jungen Mann, der herkam und sich in mich verliebte. Er steht jetzt im Garten...«

»Es war mein Bruder George!«

»Ja, stimmt, er hieß George. Jetzt erinnere ich mich wieder. Eigentlich schade um ihn. Er hatte etwas an sich, das auch mir sehr gut gefiel. Doch das ist nun vorbei. Erst der Bruder, jetzt dich. Allmählich wird sich deine gesamte Familie auf dieser Insel versammeln. Herrlich.« Sie lachte laut.

Clarissa wollte nicht sterben.

Nicht auf diese fürchterliche Art und Weise, indem sie allmählich versteinerte und vielleicht nach Jahren gefunden wurde. Mona verstärkte den Griff. In ihren Fingern steckte eine Kraft, die Clarissa nicht aufweisen konnte. Sie war ihr immer überlegen, und sie würde es auch ausnutzen.

Die Engländerin schaute nach vorn. Im hellen Licht malte sich das Viereck der offenstehenden Balkontür ab.

War das noch eine Chance?

Sie dachte nicht länger darüber nach und versuchte es. Schwungvoll sprang sie vor. Damit hatte auch Mona nicht gerechnet. Trotz des festen Griffs rutschte ihre Hand von Clarissas Schulter ab. Die Meduse mußte mit ansehen, wie ihr sicher geglaubtes Opfer tatsächlich den Balkon erreichte und vorlief bis zur Brüstung, um die Clarissa beide Hände klammerte.

Der Sprung über die Brüstung war die einzige Chance. Rechts von ihr lag der Pool. Wenn sie auf die Steinplatten fiel, konnte sie sich etwas brechen oder verstauchen. Gab sie sich aber genügend Schwung, müßte sie den Pool eigentlich erreichen.

Diese Gedankengänge schossen ihr innerhalb weniger Augenblicke durch den Kopf. Dabei kletterte sie bereits auf den schmalen Handlauf, stellte sich hin und hörte hinter sich Monas wütenden Schrei. Da stieß Clarissa sich ab!

Sie hatte noch einmal all ihre Kräfte gesammelt und alles in die Waagschale geworfen.

Mit weit ausgebreiteten Armen flog sie durch die Luft. Der Wind ließ ihre Kleidung flattern. Unter sich sah sie die Steine — und auch das blaue Wasser des Pools.

Würde sie dort landen?

Für einen Moment sah es nicht so aus. Ihr Herz verkrampfte sich, sie schloß die Augen — und klatschte ins Wasser.

Geschafft!

Wie ein Stein sackte Clarissa Main in die Tiefe des lauwarmen Wassers...

Bill Conolly und sein Freund Suko erlebten in den folgenden Minuten eine seelische Folter. Es war für sie einfach furchtbar, beobachten zu müssen, wie ihr gemeinsamer Freund John Sinclair von vier Medusen gejagt wurde.

Längst stand für sie fest, daß dieses Bild ein Dimensionsloch war und nur durch die Kraft der Medusa gehalten werden konnte. Bill hatte seine Hände zu Fäusten geballt. Die Knöchel schauten hart hervor, die Nägel gruben sich dabei in das Fleisch seiner Handballen, nur spürte er die Schmerzen nicht, weil ihn das Geschehen zu sehr in seinen Bann zog.

John hielt sich sehr gut. Er wußte, daß er die Medusen nicht anschauen durfte, deshalb versteckte er sich.

Auch Suko stand unbeweglich auf dem Fleck. In seinem Gesicht war nicht abzulesen, was er dachte, es zeigte eine gewisse asiatische Gleichgültigkeit. Nur der Ausdruck in den Augen bewies, wie sehr der Inspektor mitlitt und um seinen Freund bangte.

Aber John hielt sich gut. Er war ein Profi und trainiert im Kampf mit den Mächten des Bösen.

Bill und Suko erkannten, daß er sich eine Deckung suchte. Zunächst beruhigten sie sich.

»Wie können wir ihm helfen?« fragte der Reporter kräczend.

»Überhaupt nicht.«

»Wieso...?«

»Du kommst nicht hin, Bill.«

»Kann es nicht sein, daß dieses Bild ein Tunnel ist, der uns zu ihm führt?«

»Das glaube ich nicht.«

»Ich versuche es.« Der Reporter ging auf den Rahmen zu und hörte auch noch Sukos Warnung.

Da geschah es.

Den Grund wußte keiner der beiden, aber der Nebelschleier war vorhanden und verdeckte die gesamte Szene. Er verdichtete sich, Bill ramnte seine Hand vor und stieß einen Schmerzensschrei aus, als er den Arm wieder zurückzog, wobei er auf seine aufgeschrammten Knöchel schaute, auf denen kleine Blutperlen lagen.

»Zu!« flüsterte er. »Verschlossen...«

»Ich hatte es geahnt.«

»Warum? Was haben wir getan?«

»Wir wahrscheinlich nichts. Der Grund dafür muß dort zu finden sein, wo John um sein Leben kämpft. Vielleicht ist durch unsere Attacke dort etwas zu Ende gegangen, was sich hier ebenfalls vollzogen hat.«

Mit dieser Formulierung hatte Suko tatsächlich den Kern des Problems getroffen. Die Magie des Bildes war mit dem endgültigen Tod des Malers verloschen.

Beide waren ratlos. Bill tupfte das Blut an seinen Knöcheln mit dem Taschentuch ab. »Ich weiß jetzt nicht, was wir noch tun können«, flüsterte er.

Von Suko bekam er eine ehrliche Antwort. »Ich auch nicht...«

Ich betrat die Unterwelt, um gegen die zu kämpfen, die das Erbe der Medusa übernommen hatte.

Ich wäre ein Lügner gewesen, hätte ich gesagt, daß es mir guttat. Verdammt, ich fürchtete mich vor ihr. Diese mystische Gestalt war brandgefährlich. Andere Dämonen, mochten sie auch noch so furchtbar aussehen, denen konnte ich mich stellen, aber die Medusa oder ihre Nachfolgerin durfte ich nicht einmal anschauen.

In vielen Geschichten, auch in den griechischen Sagen, wird die Unterwelt als düster und unheimlich beschrieben. Manchmal auch stockdunkel, durchsetzt mit einem Grauen, das greifbar ist. Hier war es nicht so.

Zwar waren die Stufen der Treppe nur mehr in das Gestein hineingeschlagen worden, ohne daß sie eine kantige Form besaßen, aber die Höhle, die vor mir lag, wurde von einem diffusen Fackellicht erfüllt, das weiß im Hintergrund brannte.

Das Paradies ließ ich zurück, um in die Hölle zu gehen. Auch in ihr brannte ein Feuer - wollte man alten Geschichten glauben wobei ich die Dinge anders sah, aber hier roch es nicht nach Schwefel, mehr nach Moder, Rauch und auch Feuchtigkeit.

Ich konzentrierte mich auf die Stufen, um nicht auszurutschen. Einmal blieb ich hängen, zog den Fuß nach und nahm die letzte Trittstelle. Davor blieb ich stehen, drehte mich um und schaute zurück. Sehr deutlich zeichnete sich über mir der Einstieg ab. Er

wirkte wie herausgeschnitten. An seinen Rändern zirkulierte noch das helle Sonnenlicht, das den Garten badete.

Glücklicherweise erschienen nicht die Gesichter der Medusen an Einstieg. Ich ging davon aus, daß sie noch nicht entdeckt hatten, wo ich mich befand.

Das Fackellicht war für mich der Wegweiser. Ich mußte mich nach links bewegen, lockerte zuvor den Bumerang und behielt vor allen Dingen den kleinen Spiegel in der Hand.

In diesem sehr weiträumigen Gewölbe wechselte sich Licht und Schatten ab, wobei die dunkleren Flächen überwogen. Es gab genügend Ecken und Winkel, in denen sich jemand hätte verbergen können. Ich rechnete auch damit, daß irgendwo die Erbin der Medusa erschien und mich anstarrte, deshalb befand ich mich auch immer auf den Sprung, als ich mich langsam der Fackelstelle näherte.

Allmählich konnte ich mehr erkennen.

Nicht nur die felsigen, zerklüfteten und unregelmäßigen Seitenwände der Höhle, auch den unebenen, mit Buckeln bewachsenen und harten Felsboden. Aber auch den Ort, der direkt vom Schein der beiden Fackeln beleuchtet wurde.

Das Feuer brannte in Schalen, die auf dunklen Pfosten standen. Da durch die Öffnung auch Luft wehte, die ebenfalls in die Flammen fuhr, bewegten diese sich von einer Seite zur anderen, als würden sie damit beginnen, das Tanzen zu üben.

Ein Spiel aus Dunkel und rötlicher Helligkeit zuckte lautlos über die Wände, drang ein in jede Spalte, gab gewissen Stellen einen gespenstischen Ausdruck, und ich bekam das Gefühl, als würden sich innerhalb der Höhle Gesichter an den Wänden zeigen, deren fratzenhafte Züge mich beobachteten. Wo befand sich Flora?

Als Göttin der Blumen in die Mythologie eingegangen, hier aber schlimmer als der Teufel.

Sie hielt sich verborgen, falls sie sich tatsächlich hier unten befand.

Zwischen den beiden Stäben der Fackeln stand ein Gegenstand, der Ähnlichkeit mit einem Tisch oder einem schlichten Altar aufwies. Jedenfalls bestand er aus einer waagerecht verlaufenden Platte, die von zwei flachen, aber hochkant stehenden Steinen gestützt wurde. Der Altar erregte meine größte Aufmerksamkeit, zumal auf ihm noch ein hohes Gefäß seinen Platz gefunden hatte, ein Tonkrug. Ich konnte mir vorstellen, was er enthielt, das Blut der Medusa.

Nichts passierte. Man ließ mich auch weiterhin in Ruhe, als ich vor dem Steinaltar so dicht stehenblieb, daß ich ihn mit den Oberschenkeln an der Kante berührte.

Zum Greifen nahe stand der Krug vor mir. Rechts und links geisterte das Licht der Fackeln. Es ließ auch mein Gesicht nicht aus, auf dem sich der Widerschein von Dunkelheit und rötlicher Helle abzeichnete, so daß ich beim Vorbeugen geblendet wurde.

Ich schaute erst zurück in das tiefe Dämmerlicht, bevor ich mich mit dem Krug befaßte.

Ich kippte ihn an. Etwa auf halber Höhe bewegte sich etwas und warf auch Wellen.

Eine dicke, sirupartige Flüssigkeit, die meiner Ansicht nach die vier Medusen ebenfalls getrunken hatten. Es war das Blut der Medusa!

Mein Hals wurde plötzlich trocken. Ich hatte die Chance, dieses verdammte Zeug endlich zu vernichten. Dazu mußte ich den Krug nur umdrehen und ihn auskippen.

»Deine Gedanken kenne ich, Fremder. Aber hüte dich, es zu tun. Medusa wird sich schrecklich rächen...«

Die Stimme dröhnte durch die Höhle. Sie wurde auch verzerrt, hinzu kam das Echo, so daß ich nicht einmal genau herausfand, ob ein Mann oder eine Frau gesprochen hatte.

Ich war innerlich auf ein Zusammentreffen mit Flora eingestellt

gewesen, deshalb überraschte mich die plötzliche Anrede auch nicht allzu sehr. Außerdem dachte ich nicht daran, der Aufforderung nachzukommen. Ich behielt die Hände weiter am Krug.

Aber ich hob den Kopf, schielte in die Runde, ohne die Person zu entdecken. Darüber war ich froh. Jetzt in das Gesicht mit den Schlangen auf dem Haupt zu schauen, wäre einer Katastrophe gleichgekommen. Meine Gegnerin zeigte sich nicht. Dabei konnte sie überall stehen. Vor oder hinter mir, auch an den Seiten, sie behielt den Überblick.

»Du hast den Weg zu mir gefunden«, sagte sie wieder. Abermals fand ich nicht heraus, aus welcher Richtung der Klang an meine Ohren drang.

»Das ist nicht vielen gelungen, Kompliment. Und ich weiß auch, was dich zu mir geführt hat. Du willst mich vernichten.«

Ich sah keinen Grund, die Worte anzuzweifeln, deshalb bekam sie eine Bestätigung. »Ja, ich will dich aus der Welt schaffen. Du hast zuviel Unheil gebracht.«

»Es ist meine Pflicht gewesen als Erbin der Medusa.«

»Gibt es dich überhaupt?« höhnte ich. »Oder bist du nur die Ausgeburt der menschlichen Phantasie? Flora, die Göttin der Blumen. Die Griechen haben dich verehrt, aber...«

»Ich fand das Blut!«

»Das hat mit meiner Frage nichts zu tun.«

»O doch, Fremder. Ich bin auf diese Insel gekommen, weil ich die Sagen der Antike studiert habe und zwischen den Zeilen lesen konnte. In einem alten Buch fand ich den Hinweis, daß es auf der Insel Hydra ein Erbe der Medusa gibt. Ihr Blut. Deshalb ließ ich mein Land im Stich und sammelte Menschen um mich, die ähnlich dachten wie ich. Gemeinsam betraten wir die Insel und beschlossen, sie zu unserer Heimat zu machen. Wir machten uns auf die Suche nach dem Blut und fanden es in dieser Höhle, zusammen mit einem

Mann, der sich de Greco nannte und Maler war. Er hatte vom Blut der Medusa gekostet, doch ihm waren keine Schlangen gewachsen, das geschieht nur bei weiblichen Personen. Er hat jedoch überlebt. Das Blut half ihm, den Tod zu überwinden, und sein Geist öffnete sich. Er konnte sehen, er malte die Medusa in all ihrer schrecklichen Schönheit. Wir taten uns zusammen, und wir wußten, was dieses Bild bedeutete und welche eine Macht in ihm steckte. Deshalb brachten wir es nach Mitteleuropa, wo es ausgestellt wurde. In Wien hast du es besichtigen können.«

»Jetzt nicht mehr?« fragte ich.

»Nein!« lautete die Antwort. »Es ist zerstört worden.« Die Stimme fing an zu zittern. »Jemand hat ihr Geheimnis erkannt und das Bild vernichtet. Dafür wird dieser Mensch noch büßen, doch zuvor bist du an der Reihe, Fremder.«

»Wer besaß denn die Macht, dieses Gemälde zu zerstören und den Bann zu brechen?«

»Ich weiß es noch nicht, aber ich werde es herausfinden, wenn ich mit dir abgerechnet habe.«

Das konnte ich mir vorstellen. Nur wollte ich so leicht nicht aufgeben.

»Wenn du abrechnen willst, Flora, dann zeige dich!«

Diesmal lachte sie. Das Lachen füllte jeden Winkel der Höhle aus und hörte sich schaurig an. »Zeigen, Fremder? Ich bin da, ich war immer da, du hast mich nur nicht gesehen.«

»Darauf kann ich auch verzichten!«

»Das glaube ich dir. Niemand will mich sehen, aber ich denke anders darüber.«

Ich hatte meine Haltung während des Gesprächs nicht verändert. Nur löste ich jetzt die rechte Hand vom Krug und drückte den Arm eng gegen den Körper, weil ich so rasch wie möglich den Spiegel aus der Tasche holen wollte, falls sich Flora zeigte.

Dann richtete ich mich auf.

Ein Blick über die Schulter bewies mir, daß sie sich nicht in meinem Rücken aufhielt. An den dunklen Seitenwänden der Höhle zeichnete sich nichts ab.

Der Wind fegte aus dem Nichts heran. Fast schon ein Sturm, er wühlte den Staub auf, blies auch in das Licht der beiden Fackeln und drückte die Flammen gegen den Schalenboden, wo sie anfangen zu zucken, bevor sie verlöschten.

Schlagartig legte sich die Dunkelheit über die Höhle. Nur weiter entfernt, wo sich die Luke befand, schimmerte noch ein grauer Fleck, das war alles.

Ich aber stand im Finstern.

Und hörte den Atem...

Es war ein furchtbares Geräusch. Ein kräftiges und gleichzeitig würgendes Keuchen, das auch zischend klang, als würde ein Ungeheuer seinen Atem ausstoßen, der durch die Höhle wehte.

Das Blut im Krug begann zu kochen. Ich vernahm die blubbernden Geräusche, auch die Außenwand erwärmte sich.

Magie breitete sich aus.

Sicherheitshalber trat ich zurück und hatte dabei das Gefühl, von allen Seiten belauert zu werden. War sie schon da?

Hielt sie sich an den Seitenwänden versteckt, oder lag sie vielleicht flach auf dem dunklen Boden? Nichts von dem stimmte.

Sie kam von vorn und trat vor dem Altar aus der Felswand. Glücklicherweise warnte mich das kurze Flimmern, das die Umrisse der Gestalt genau nachzeichnete. Es stand nicht einmal für die Dauer einer Sekunde in der Luft, doch es reichte schon aus, um Konsequenzen zu ziehen.

Ich tauchte blitzschnell weg, fand mich am Boden wieder, schloß die Augen, als ich mich abrollte, und kam wieder geschmeidig hoch, so daß ich dem Altar den Rücken zudrehte.

Sie lachte. Sie freute sich wahrscheinlich darüber, daß sie nun ihr Katzund-Maus-Spiel mit mir beginnen konnte. »Ich bin immer schneller als du!« hörte ich ihre neutral klingende Stimme. »Du wirst mich nie erwischen können.«

Solange sie redete, tat sie nichts. Ich war einige Schritte vorgelaufen, um aus ihrer nächsten Reichweite zu gelangen. Den Spiegel hielt ich in der Handfläche und hatte ihn so gekantet, daß ich beim Hineinschauen sehr viel von der Höhle sehen konnte.

Auch den Altar, wo Flora erschienen war und sich nun an meine Verfolgung machte.

Sie war tatsächlich aus der Wand gekommen. Hinter dem Stein blieb sie stehen. Die Fackelflammen waren nicht ausgeblasen worden. Sie hatten sich wieder hochgestellt und leuchteten Flora an, so daß ich sie gut erkennen konnte.

Auf ihrem Kopf wuchsen Schlangen!

Nicht so dick wie die bei den anderen Medusen, diese hier sahen eher aus wie lange, helle Würmer. Und eine helle Haut zeigte auch ihr Gesicht. Zu vergleichen mit der eines Albinos. Sie wirkte fast durchsichtig. Selbst aus meiner Distanz zu ihr konnte ich die dünnen Adern unter der Haut erkennen.

Ihre Augen waren ebenfalls sehr gut zu sehen, weil sie eine hellrote Umrandung zeigten. Ebenfalls Augen eines Albinos. Der Mund bildete einen dünnen Strich, auch der Körper war mager. Das weiße Gewand erinnerte an ein Totenhemd.

Im Gegensatz zu den vier Medusen draußen im Garten war Flora eine widerliche und häßliche Person. Sie stieß mich ab. Unter dem Gewand trug sie nichts. Als sie die Arme ausstreckte und das Flammenlicht über den dünnen Stoff fiel, zeichneten sich darunter in Brusthöhe die schon knabenhaften Hügel ab. Doch die Überraschung ging weiter. Sie stieg auf den Altar, und ich konnte die männlichen Geschlechtsteile für einen Moment sehen.

Jetzt wußte ich, wer diese Person war.

Keine Frau und kein Mann, weder ein Mädchen noch ein Junge. Die Griechen hatten dafür ein besonderes Wort gefunden. Ein Hermaphrodit!

Bisher hatte ich von dieser Göttergestalt nur gehört und gelesen. Ich wußte nicht, daß es sie auch in Wirklichkeit gab, und zwar in dieser Form, nicht wie manche Personen aus dem Untergrund, die sich hatten operieren lassen.

Sie stand auf dem Altar und lachte. Deshalb auch diese Stimme. Nicht weiblich, nicht männlich.

»Weißt du nun Bescheid, Fremder?«

»Ja, du bist ein Hermaphrodit!«

»Sehr richtig. Ein Liebling der Götter, wie man in der Antike sagte. Aber so etwas gibt es noch heute, deshalb konnte ich auch das Blut zu mir nehmen.«

»Wer sind deine Eltern?«

»Es gibt sie nicht mehr. Meine Mutter brachte sich um, als sie mich sah. Mein Vater ist verschollen, aber ich bin da, und das wird der Welt auch reichen.«

Nach diesen Worten sprang sie geschickt zu Boden, und näherte sich mir. Ich schaute sie mir im Spiegel an. Sie stand sehr gut, ich rechnete mir genau die Entfernung aus. Mittlerweile war ich als Schütze so gut, daß ich auch über die Schulter schießen konnte.

Die Beretta lag in der Rechten. Ich hob den Arm an, sie kam vor, ich ging weiter und näherte mich dem Ausstieg.

Zwei Sekunden wollte ich mir geben. Es kam nicht mehr dazu, denn schlagartig änderten sich die Verhältnisse...

Das Wasser des Pools war warm. Clarissa Main empfand es als wunderbar temperiert, von so etwas konnte man normalerweise nur träumen, aber sie erlebte keinen Traum, sondern befand sich in

größter Lebensgefahr.

Bevor sie auf den Grund treffen konnte, streckte sie ihren Körper und kraulte auf die andere Seite des Beckens zu. Dort wollte sie raus und weglaufen.

Clarissa hatte vor dem Eintauchen nicht tief eingeatmet. Deshalb zwang sie auch der Luftmangel zum Auftauchen. Sie schoß an die Wasseroberfläche und sah den Rand des Beckens nur eine Kraullänge entfernt. In der nächsten Sekunde schon schlug sie an, wollte sich hochstemmen, als ein Schatten über sie fiel.

Genau da machte Clarissa den größten Fehler ihres Lebens! Die Sonne blendete sie noch, als sie den Kopf zur Seite drehte, doch die blonde Meduse hatte nur darauf gewartet.

Sie starrte Clarissa an. Und das Mädchen aus England schaute direkt in das Gesicht und gegen die sich ringelnden Schlangen auf dem Haar!

Sie wußte auch, was sie getan hatte. Mit einem machtvollen Schwung warf sie sich zurück. Das Wasser spritzte hoch auf, während die Meduse noch immer lachte und sich in ihr Lachen der Schrei mischte.

»Neiinnnn...!« Clarissa brüllte ihre ganze Not heraus. Sie wollte sich auf den Bauch rollen, um mit wilden Kraulbewegungen zu entkommen, aber der unheimliche Fluch dieser alten griechischen Sage zeigte bei ihr bereits Wirkung. Clarissa versteinerte.

Die Beine wurden ihr plötzlich so schwer, als würden Bleigewichte an den Kniekehlen hängen. Sie bewegte noch verzweifelt die Arme, um nicht unterzugehen.

Zwei blonde Medusen schauten zu.

Mona befand sich auf dem Weg. Als sie ankam, da sank Clarissa Main schon dem Grund entgegen.

»Na also«, sagte die Dunkelhäutige. »Jetzt haben wir auch eine Frau in unserer Sammlung.« Blitzschnell wechselte sie das Thema.

»Holt sie raus und werft sie nach unten...«

Die Medusen sprangen ins Wasser...

Ich hatte meinen Zeigefinger schon zurückziehen wollen, um abzurücken, als ich das Grauensvolle sah.

Ein steifer Körper kippte aus der Luke nach unten, wobei er gegen die in den Fels gehauenen Stufen tickte, sich mehrmals überschlug und vor der primitiven Treppe liegenblieb.

Ein Frauenkörper. Clarissa Main!

Es gibt den Vergleich mit einem stummen Schrei! Ich habe nie viel davon gehalten, in diesen fürchterlichen Augenblicken jedoch, da gellte in mir ein stummer Schrei auf. Ein Schrei des Entsetzens und auch der Trauer, weil ich wußte, daß ich Clarissa Main nicht mehr helfen konnte. Bei ihr hatte das fürchterliche Schicksal zugeschlagen.

Trotzdem verlor ich nicht die Übersicht. Auf keinen Fall durfte ich in die Höhe schauen, wo sich bestimmt die Medusen am Ende der Felstreppe zeigten.

Ich rannte mit gesenktem Kopf auf Clarissa zu, die sich noch einige Male überschlagen hatte und auf dem Rücken liegegeblieben war. Selbst bei diesem schlechten Licht sah ich die Angst und das Entsetzen in ihrem Gesicht. Iis war unbeweglich, versteinert, und die Gefühle darin waren für alle Zeiten eingemeißelt.

Meine Hände glitten über den harten Körper, wobei ich mich über die Nässe wunderte. »Das war sie, nicht?« hörte ich den lauten Rauf der Flora. »Sie hat es als erste erwischt, du wirst der zweite sein.«

Das wollte ich nicht.

In meinem Innern steckte eine ungeheure Wut, die wie eine Flamme loderte. Dennoch durfte sie meinen klaren Menschenverstand nicht überschatten, ich mußte cool bleiben. »Es tut mir leid, Clarissa«, preßte ich noch hervor und schob mich etwas zurück.

Wieder schaute ich in den Spiegel. Nach wie vor kniete ich am

Boden. Flora kam. Die Schlangen auf ihrem Kopf konnten es kaum erwarten. Sie züngelten und bewegten sich noch stärker als sonst. Wahrscheinlich witterten sie ihr Opfer.

Ich steckte die Beretta weg. Wenn ich noch etwas erreichen wollte, dann nur mit dem Bumerang.

Vielleicht hatte Flora erkannt, daß ihr jetzt ein anderer Gegner gegenüberstand. Deshalb rief sie ihre drei Medusen zu Hilfe. »Kommt zu mir, meine Schwestern! Bildet einen Kreis. Wir werden ihn in die Mitte nehmen und zuschauen, wie er zu Stein wird. Kommt, bitte! Schnell, zögert nicht länger.«

Ich hatte Flora bei den Worten genau im Auge behalten. Im Spiegel erkannte ich, daß sie den Kopf gedreht hatte, weil sie in eine andere Richtung sprechen mußte.

Mit einem leisen Schaben glitt die silberne Banane aus meinem Gürtel. Es war zwar unbequem gewesen, sie zu tragen, jetzt konnte sie alles entscheiden, falls mir tatsächlich der große Treffer gelang, was schwierig genug war.

Dabei durfte ich mich nicht umdrehen. Ich mußte ihn praktisch rückwärts werfen, weit ausholen und ihn dabei noch raffiniert anschneiden. Das war schon etwas für Artisten.

Aber eine andere Chance gab es nicht.

Am oberen Ende der Felsentreppe entstand Bewegung. Zwei Füße konnte ich bereits erkennen. Die Knöchel wurden vom Saum des langen Gewandes umschmeichelt. Jetzt wurde es Zeit!

»Ja, kommt, kommt schnell!« Auch Flora hatte ihre Schwestern bemerkt und heizte ihnen noch mehr ein.

Ich holte aus.

Nicht sehr langsam, sondern schnell. Der Arm schwang wieder herum, gleichzeitig federte ich aus meiner knienden Haltung hoch, und der Bumerang jagte ungefähr in Halshöhe auf die Erbin der Medusa zu. Ich hielt dabei die Augen geschlossen, wollte nicht in

Versuchung geraten, sie trotzdem ansehen zu müssen. Vielleicht hörte ich den Schlag, möglicherweise bildete ich ihn mir auch nur ein.

Jedenfalls lief ich mit geschlossenen Augen zur Seite, hatte nicht an die Unebenheiten des Bodens gedacht, stolperte und wäre fast gefallen. Als ich mich wieder fing, hörte ich auch die Schreie. Sie waren furchtbar, erinnerten mich an schrille Musik und füllten die Höhle bis zum letzten Winkel aus.

Schreie der Angst? Ich ging das Risiko ein, öffnete die Augen — und sah die Erbin der Medusa am Boden.

Sie lag auf dem Rücken, das heißt, ihr Torso hatte dort seinen Platz gefunden. Der Kopf war ihr abgeschlagen worden. Er war sogar in meine Nähe gerollt.

Diesmal sah ich ihn an. Und ich sah auch das Zucken der dünnen Gesichtshaut, das Beben des Mundes, das Ringeln der Schlangen, das einem verzweifelten Überlebenskampf glich, aber niemals gewonnen werden konnte, denn die Tiere rollten sich zusammen, bildeten Klumpen, die dann zu Asche zerfielen.

Floras Ende...

Und auch ihr Gesicht verlor an Leben. Sekunden später schaute ich gegen eine bleiche Totenmaske.

Ich hob meinen Bumerang auf und dachte dabei an die fürchterlichen Schreie. Sie konnten einfach nicht von einer Person ausgestoßen worden sein, und ich hatte meinen Verdacht, der sich bestätigte. Drei Medusen waren übriggeblieben. Sie alle standen unter dem Bann der Flora, und sie alle hatten mit ihr verloren. Vor der ersten Treppenstufe lagen sie.

Drei Steinfiguren.

Erstarrt, wie auch Clarissa Main und all die anderen Opfer in ihrem paradiesischen Garten.

Ich schaute sie mir der Reihe nach an, weil ich sichergehen wollte. Da steckte tatsächlich kein Leben mehr in ihren Körpern. Mit der

Vernichtung der Flora waren auch sie vergangen. Nur einen Rest gab es noch. Die Kanne mit Blut, die auf dem Altar stand. Ich ging hin, packte sie mit beiden Händen und wuchtete sie gegen die Felswand, wo sie in zahlreiche Stücke zerbrach und sich der Rest des Blutes über den Boden ergoß. Danach nahm ich Abschied von Clarissa Main. Ich kniete mich neben sie. Ein letztes Mal streichelte ich den starren Körper und schämte mich dabei auch meiner Tränen nicht. Ich hatte damit gerechnet, daß alles gutgehen würde für sie. Leider bin auch ich manchmal zu sehr Mensch.

Dann verließ ich die Stätte des Schreckens...

Es schien noch immer die Sonne, doch ihre Strahlen kamen mir plötzlich kalt und abweisend vor. Ich sah auch nicht die Blütenpracht des Gartens, hörte nicht das sprudelnde Wasser, sondern lauschte meinen eigenen Schritten nach, die ungewöhnlich hohl klangen. Bevor ich den Ort verließ, durchsuchte ich das Haus und fand dort einen letzten Toten. Es war der Maler de Greco.

Er bestand nur mehr aus Staub und bleichen Knochenteilen, verteilt über einen Korbsessel, und die Sonnenstrahlen fielen in einem schrägen Winkel gegen das Gebein. Den Weg zurück kannte ich. Nicht einen Blick mehr gönnte ich diesem Paradies des Schreckens. Es gab viele Fälle in meiner Laufbahn, die mich deprimiert hatten, dieser hier gehörte einfach zu den schlimmsten. Ich würde lange daran zu knacken haben, bis ich ihn restlos überwand.

Viele junge Menschen hatten ihr Ende zu früh gefunden, weil sie auf die falschen Götter gehört hatten.

Das Boot lag noch immer in der Bucht. Ich taute es los und schob es ins Wasser. Die Sonne senkte sich bereits, als ich den Motor anstellte und mich durch die Brandung kämpfte. Der Glutball hatte eine intensive rote Farbe bekommen.

Die Insel Hydra blieb hinter mir zurück. Ich sah keinen Grund mehr, mich noch einmal umzudrehen. Vielleicht würde man in der nächsten

Zeit dieses Paradies finden. Es gab immer wieder Wanderer, die auch ein unwegsames Gelände durchstöberten. Sollten sich die anderen Menschen einen Reim auf die Dinge machen, mir war es egal. Für mich zählte nur, daß der Fluch der Medusa gebrochen war und so leicht niemand mehr zu Stein werden würde...

In London wurde ich am Flughafen von meinen Freunden Suko und Bill wie ein verlorener Sohn empfangen.

»Was ist denn los, Leute? So lange war ich doch gar nicht weg!«

»Hast du die vier Weiber tatsächlich geschafft?« fragte Bill.

»Wieso? Woher weißt du?«

»Wir sahen das Bild.«

»Welches Bild?«

»Das in Wien.«

»Das Haupt der Medusa!« präzierte Suko.

Ich stand da und staunte. Sie ließen mich im unklaren, bis ich sagte:

»Allmählich bin ich davon überzeugt, daß wir einiges zu bereden haben, oder nicht?«

»Und wie«, sagte Bill. »Der Wagen wartet schon. Und Sheila auch. Sie hat das Essen gemacht, ich besorgte die Getränke. Du weißt ja, Alter«, sagte Bill und schlug mir auf die Schulter, »mit trockener Kehle und leerem Magen kann man so schlecht reden.«

In den folgenden Sekunden enttäuschte ich meine Freunde. »Macht es euch etwas aus, wenn wir die Feier verschieben?«

Sie schauten sich an. »Nein, aber...«

»Hör zu, Bill. Ich muß mit Sir James reden, und dann möchte ich allein sein. Der Fall hat mich verdammt mitgenommen. Ich bin einfach nicht in der Stimmung.«

»Verstehe, John.«

Auch Suko nickte. Meine Freunde brachten mich nach London. Und auf der Fahrt erzählte ich ihnen von einer Insel, deren Ostseite äußerlich ein Paradies gewesen war, tatsächlich aber mit der Hölle

gleichgesetzt werden konnte...

ENDE

[\[1\]](#) zerbrechlich